

Bauwerk

02/2019

Ein Magazin der **LIST Gruppe** zum Schwerpunkt Altern

**Wie alt
bist du?**

real people –
real estate

Liebe Leser,
wir alle altern. Ebenso die Welt um uns herum.
Was aber heißt das eigentlich? Mit dieser Ausgabe unserer Bauwerk
haben wir einmal genauer hingeschaut.



Titelfoto ©Peter Jurik - stock.adobe.com

Zeitreise

Klar, an der Uhr können wir nicht drehen. Aber eine Zeitmaschine wäre trotzdem manchmal eine großartige Sache. So ein kleines Gefährt, das hinter der Brombeerhecke im Garten parkt. Einsteigen, Türen schließen, Reiseziel eingeben und wenige Augenblicke später landet man in der Vergangenheit oder Zukunft. Je nach Stimmungslage. Das ist natürlich alles nur Fiktion. Oder? Wie war das noch mit der Relativitätstheorie? Da war doch diese Geschichte mit dem Zwillingparadoxon von Einstein. Wenn ein Zwilling auf der Erde bleibt und der andere durch das All fliegt, altert der Zwilling auf der Erde schneller als sein Pendant. Je schneller ein Raumschiff fliegt, umso langsamer vergeht darin die Zeit relativ zur Erdzeit. Wie das sein kann, habe ich noch nie so richtig verstanden. Nur so viel, dass Alter relativ ist. Und altern sowieso.

Der mexikanische Schwanzlurch Axolotl zum Beispiel bleibt ewig jung. Ob das nun allerdings beneidenswert ist? Günther Krabbenhöft ist zwar kein Axolotl, aber auch mit 73 Jahren noch ziemlich gut drauf und als Model in der Berliner Club-Szene unterwegs. Auch im Wald ticken die Uhren anders, ein Förster denkt in Generationen. Die Pflanzen, die er heute in die Erde setzt, brauchen Jahrzehnten, bis sie zu stattlichen Bäumen herangewachsen sind. Bei Häusern spielt ein historisches Alter wieder eine andere Rolle. Manch neues Gebäude soll sogar aussehen wie alt. Man denke nur an das Berliner Schloss, das vor 400 Jahren an derselben Stelle schon einmal errichtet wurde.

Steigen Sie ein in die Zeitmaschine und reisen Sie gemeinsam mit uns in dieser Bauwerk-Ausgabe durch die Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.

Richard Kief

S. 6
Genau hingeschaut
Rekonstruktionen – zwischen unreflektierter Nostalgie und Bereicherung fürs Stadtbild.

S. 10
Schon gewusst?
Axolotl leben in ewiger Jugend.

S. 12
Gastbeitrag
von Trendscout Raphael Gielgen.

S. 18
Genau hingeschaut
Sind technische Produkte bewusst auf eine kurze Lebensdauer ausgelegt?

S. 22
Unnützes Wissen
Die Sache mit dem Schalttag und den Geburtstagen.

S. 24
Hinter den Kulissen
Eine Reise durch 118 Jahre LIST.

S. 30
Im Gespräch
Günther Krabbenhöft weiß sein Alter zu nehmen.

S. 34
Anders als gedacht
Die Eintagsfliege – eine irreführende Bezeichnung.

S. 36
Was geht?
Ein Blick in die Denkmalpflege.

S. 42
Schon gewusst?
Graue Haare gibt es nicht.

S. 44
Entdeckungsreise
Förster Wilhelm Warning sieht mehr als „bloß Dannen“.



S. 50
Genau hingeschaut
Wabi-sabi und gewollte Spuren der Zeit.

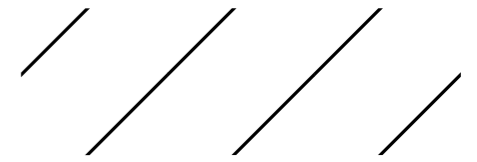
S. 54
Andere Blickwinkel
Vom Einfluss des Alters auf unsere Wahrnehmung.

S. 56
Was geht?
Ein Blick auf den Spezialfall Pflegeimmobilie.

S. 60
Im Fokus
Ötzi – Fenster in die Vergangenheit.

S. 62
Starke Partner
Ein Plädoyer von zwei Profis für den Backstein.

S. 70
Nachgefragt
Marco Zeeb steht uns Rede und Antwort.



Impressum

Redaktion
Greta, Inga, Jens, Laura, Sina

Grafik
Thore

Kontakt und Abo bestellen
laura.raasch@list-ag.de
T +49 5921 8840-75

real people – real estate



Altes neu nachbauen. Darf man das?

Berliner Schloss

Nach langer Planung und vielen Diskussionen wurde vor rund sechs Jahren der Grundstein für das Berliner Schloss gelegt. Mittlerweile befinden sich die Arbeiten in den letzten Zügen.

Ein 400 Jahre altes Schloss wird bei Bombenangriffen stark beschädigt. Seine Ruine wird einige Jahre später gesprengt, um auf dem Grundstück einen neuen, modernen Palast zu errichten. Nicht einmal 40 Jahre später wird dieser Palast wiederum abgerissen, um mit viel Aufwand das einstige Schloss mit prunkvoller Barockfassade zu rekonstruieren. Welches Gebäude ist jetzt geschichtlich bedeutsam? Was ist authentisch? Ist der frische Beton im historischen Gewand nur eine Attrappe, die vorgibt, alt zu sein?

Bei dem Beispiel handelt es sich um das Berliner Schloss und den zu DDR-Zeiten errichteten Palast der Republik. Seitdem er abgerissen wurde und an seiner Stelle das Schloss wiederaufgebaut wird, ist das Projekt umstritten. Dem Streit liegt die Frage zugrunde, ob man Vergangenes rekonstruieren darf oder soll. Die einen sehen in der Errichtung des Barockschlusses ein künstliches Abbild einer vergangenen Epoche. Die anderen verstehen den Wiederaufbau als wichtige Korrektur der Geschichte.

Dabei ist der Wunsch keineswegs neu, Schlösser, Kirchen, Tempel oder Häuser wieder so zu errichten, wie sie einst ausgesehen haben. Seit jeher wurde in nahezu allen Kulturen immer schon rekonstruiert. Künstler und Architekten haben Muster und Vorlagen kopiert, nachgeahmt, verändert, angepasst und wiederholt. An Vergangenes und Bestehendes anzuknüpfen, es erneut abzubilden und es in kleinen Schritten weiterzuentwickeln, das war immer schon eine gängige Entwurfspraxis.

Eines der wohl prägnantesten und ältesten Beispiele für eine Rekonstruktion ist der Ise-Schrein in Japan, ein Heiligtum des Shintoismus. Alle 20 Jahre wird das Holzgebäude originalgetreu nachgebaut. Mit neuen Materialien, aber auf genau dieselbe Art und Weise, abwechselnd auf zwei nebeneinanderliegenden Parzellen. Und das

schon seit dem Jahr 690. Während der aktuelle Tempel noch genutzt wird, errichten Handwerker bereits dessen Abbild. Und sobald der neue Schrein eingeweiht ist, wird das Vorgängergebäude abgerissen. Die genauen Gründe für diese ständige Prozedur sind nicht bekannt. Man nimmt aber an, dass die Erneuerungszyklen der Vergänglichkeit zuvorkommen sollen und so tatsächlich auch die ursprüngliche Form der Bauwerke bis heute bewahrt haben.

Auch in Europa und Deutschland findet man im Laufe der Geschichte zahllose Beispiele für Rekonstruktionen. Wer heute den Marktplatz im niedersächsischen Hildesheim besucht, kann dort Fachwerkhäuser mit aufwendigen Giebeln und detailreichen Fassaden bewundern. Doch die historische Altstadt ist eine Kulisse. Die Gebäude stehen dort noch nicht einmal seit 50 Jahren, sie sind Nachbildungen. In Hildesheim wurde 1945 bei einem Bombenangriff fast die gesamte, von Fachwerkbauten geprägte Innenstadt zerstört. Darunter auch das ehemalige Knochenhaueramtshaus, ein altes und berühmtes Gildehaus aus dem 16. Jahrhundert. In den 1960er Jahren wurde ein Architekturwettbewerb ausgelobt, um auf dem Grundstück ein Hotel in einem modernen Hochhaus zu errichten. Doch die Begeisterung für das neue Gebäude hielt nicht lange an. Bereits 20 Jahre später wollten die Hildesheimer das Fachwerkhaus ►

Viele Menschen sind bereit, für die Rekonstruktion zu spenden.

zurück, das 400 Jahre dort gestanden hatte. Das Hotel wurde wieder abgerissen und in aufwendiger Handwerksarbeit das alte Knochenhaueramtshaus so originalgetreu wie möglich rekonstruiert. Bautechnisch ist es ein Neubau, während die künstlerischen Details sich weitgehend an den alten Formen orientieren. Und so findet man in vielen Städten Gebäude, die älter aussehen, als sie sind.

In Venedig gab das Fundament unter dem Glockenturm Campanile di San Marco im Jahr 1902 nach, der Turm brach in sich zusammen und hinterließ nur noch einen großen Berg Schutt auf dem Markusplatz. Noch am Einsturztag beschlossen die Venezianer, das Bauwerk originalgetreu wieder zu errichten. In Münster wurde bei einem Luftangriff im Zweiten Weltkrieg das Rathaus aus dem 14. Jahrhundert zerstört und einige Jahre später wieder rekonstruiert.

In Hamburg brannte 1906 die Michaeliskirche, das Wahrzeichen der Hansestadt, komplett ab. Architekten und Kunstexperten debattierten damals darüber, ob der Wiederaufbau eine Fälschung wäre oder nicht. Entgegen aller Bedenken beschloss der Hamburger Senat dennoch, „seinen Michel“ wieder zu errichten. Nach altem Vorbild. Lediglich bei den Baumaterialien wich man vom historischen Kirchturm ab, um die Rekonstruktion besser vor Feuer zu schützen.

Entspringen nun all diese Nachbildungen einer unreflektierten Nostalgie nach vergangenen Epochen oder bereichern sie das Stadtbild? Wann ist ein Wiederaufbau legitim? Und was macht die Authentizität eines Bauwerks aus? Diese Fragen müssen wohl bei jeder Rekonstruktion neu debattiert werden. Wobei ein Großteil der Bevölkerung die Bedenken und Einwände gegen die Rekonstruktionen offenbar nicht teilt, sondern sich nach den alten Formen im Stadtbild zurücksehnt. Das zeigt nicht nur das große Interesse an dem Berliner Schloss und an der neu errichteten Altstadt von Frankfurt, sondern auch eine aktuelle Bevölkerungsbefragung im Auftrag der Bundesstiftung Baukultur. Demnach befürworten 80 Prozent der Befragten die vollständige Wiederherstellung zerstörter Gebäude nach historischem Vorbild. Zudem sind viele Menschen auch bereit, dafür zu spenden. Allein für die Rekonstruktion der Dresdner Frauenkirche wurden über 100 Millionen Euro gesammelt, für die Wiedererrichtung des Berliner Schlosses sind es bisher mehr als 93 Millionen. 12 Millionen Euro fehlen noch, um den Bau der historischen Fassade finanzieren zu können. Denn diese Unterstützung hat der Förderverein Berliner Schloss dem Bundestag zugesagt. Damit von den steinernen Reliefs über die vergoldeten Zierritter an den Balkonen bis hin zur Farbe der Fassade alle Details dem einstigen Schloss entsprechen, das 400 Jahre dort gestanden hat. •

Technikbegeisterter Kaiser

Auch im alten Berliner Schloss war nicht alles nur Glanz. Kaiser Wilhelm II. hatte zwar für kalte Wintertage eine Heizungsanlage installiert, doch die pustete nicht nur warme Luft in den großen Festsaal, sondern auch unangenehme Gerüche, gesundheitsschädliche Gase und dunkle Rußpartikel. Letztere beschmutzten zum Leidwesen seiner Gäste die Kleider der Damen. Im Jahr 1894 modernisierte der technikbegeisterte Kaiser aber seine Haustechnik und ließ eine moderne Heizungsanlage im Schlosskeller einbauen – sehr zur Freude seiner Gäste. Fortan saugten Ventilatoren Frischluft von draußen an, die dann durch Heizkammern in den Festsaal geleitet wurde. Einer der historischen Ventilatoren konnte geborgen und restauriert werden und ist im neuen Schloss zu sehen.

Kunst auf dem Palazzo Prozzo

Zehn Tonnen schwer, vierzig Meter lang und acht Meter hoch: So groß waren die sieben Leuchtbuchstaben, die der Künstler Lars Ø. Ramberg oben auf das Dach vom Palast der Republik setzte. Sie bildeten das Wort „Zweifel“. Während Deutschland darüber stritt, ob der ehemalige DDR-Kulturpalast wirklich abgerissen werden sollte, errichtete der norwegische Künstler 2005 seine Installation auf dem Gebäude. Zu der Zeit war von dem einstigen Prunkbau, der in der DDR auch Palazzo Prozzo und Erichs Lampenladen genannt wurde, allerdings schon nicht mehr viel übrig. Nach Jahren der Asbest-Sanierung stand nur noch die nackte Stahlkonstruktion mit einem Teil der bronzefarbenen Fenster. 2006 wurde der Palast dann ganz abgerissen. Etwa zehn Jahre später schlugen die Gründungsdirektoren des Humboldtforums vor, die monumentale Leuchtschrift „Zweifel“ auf der Ostseite des neuen Schlossdaches anzubringen, als Reminiszenz an den Palast der Republik. Umgesetzt wurde die Idee bis heute allerdings nicht.



Wertvoller Vollholzpfosten

Eigentlich wollte die Recyclingfirma die 2.000 Holzpfähle entsorgen, die sie aus dem feuchten Erdreich gezogen hatte. Wer braucht schon alte, verwitterte Kiefern- und Eichenhölzer? Doch dann kam ein Auktionator mit einer Idee. Schließlich handelte es sich nicht um irgendwelche Pfähle, sondern um die 400 Jahre alten Pfähle aus dem Fundament des alten Berliner Schlosses. Die Firma hatte den Auftrag erhalten, sie zu entsorgen, um Platz für das neue Schloss, das Humboldtforum, zu schaffen. Bei den Bauherren war offenbar niemand auf die Idee gekommen, dass das alte Holz noch einen Wert haben könnte. So wandte sich der Auktionator an die Recyclingfirma, ließ die Pfähle untersuchen und stellte fest: Die zwei bis zehn Meter langen Hölzer stammen von Bäumen, die in der Nähe des Schlosses gewachsen sind, zwischen 1680 und 1710 verbaut wurden und sich heute noch für den Möbelbau und dekorative Zwecke eignen. Ihr geschätzter Gesamtwert: mindestens eine Million Euro. Die Auktion war ein voller Erfolg. Schließlich wird nicht alle Tage ein Stück Berliner Geschichte unter dem Hammer versteigert, zu Gunsten einer Entsorgungsfirma.

Oben

Das Ergebnis eines der umstrittensten Rekonstruktionsprojekte hierzulande: die neue Frankfurter Altstadt am Hühnermarkt.

Rechts

Gut hundert Jahre thront die rekonstruierte Michaeliskirche als Wahrzeichen über den Dächern Hamburgs.





Der **Axolotl** ist ein wahrer Wunderlurch: Die Zellen, die beim Menschen für Narbenbildung sorgen, lassen bei dem Tier beispielsweise ein abgerissenes Bein innerhalb weniger Wochen wieder nachwachsen.

Selbstregenerierend und in ewiger Jugend:

Axolotl können, wovon wir Menschen nur träumen.

So recht weiß man den Axolotl mit seinem scheinbaren Dauergrinsen, den geweihähnlichen Kiemen und seinem insgesamt sehr ungewöhnlichen Äußeren nicht einzuordnen. Die ewige Jugend und seine Fähigkeit, Körperteile nachwachsen zu lassen, hinzugenommen, ist die Verblüffung perfekt.

Der mexikanische Schwanzlurch aus der Familie der Quaxmolche ist eines der ältesten Labortiere der Welt und wird trotzdem nicht alt. Natürlicherweise bleibt das Wunderwesen sein Leben lang im Larvenstadium und erhält sich damit den Entwicklungsstand einer Kaulquappe. Ein Schilddrüsendefekt macht's möglich. Erstaunlicherweise kann sich das bis zu 30 cm große Tier nach eineinhalb Jahren Lebenszeit dem Jugendstadium zum Trotz fortpflanzen.

Aber damit nicht genug. Verliert der Axolotl eine Gliedmaße oder verletzt sich an einem seiner inneren Organe, regeneriert sich sein Körper ganz von alleine. Kaum vorstellbar, aber wahr. Zum Beispiel wächst der

amputierte Arm an Ort und Stelle mit Knochen, Muskeln und Nervengewebe vollständig wieder nach. Kein Wunder, dass Forscher seit weit über einem Jahrhundert versuchen, hinter die Geheimnisse des ewig jungen Lurches zu kommen. Und sie sind auf dem besten Weg: Anfang vergangenen Jahres gelang es einem Team von Wissenschaftlern aus Wien, Dresden und Heidelberg, die gesamte Erbinformation des Tieres zu entschlüsseln. Mit 32 Milliarden Basenpaaren ist diese zehnmal so groß wie das menschliche Genom und das größte, das bisher entschlüsselt wurde. Ein echter Meilenstein in der Axolotl-Forschung, aus dem man vielleicht irgendwann entscheidende Schlüsse für die Humanmedizin ziehen kann. •

Die Zukunft der Arbeit kennt keine Altersbeschränkung.

Wir leben in einer Zeit, in der vier Generationen in einem Unternehmen arbeiten können. Das ist für alle Beteiligten eine ganz besondere Situation, in der nicht alles so ist, wie man es vielleicht erwartet. Die Alten sind nicht die Bewahrer und die Jungen sind nicht die Rebellen.

Autor Raphael Gielgen

Mein Schwiegervater und mein Vater sind beide Mitte 70. Sie stecken noch voll und ganz im Arbeitsleben und denken nicht daran, damit aufzuhören. Das hat vor allem damit zu tun, dass beide noch sehr viel Freude an ihrer Arbeit haben und dass diese Arbeit noch eine Relevanz hat. Beide erfahren eine besondere Art der Wertschätzung durch Kolleginnen und Kollegen und durch die Kunden.

Über viele Jahre haben die beiden viele technologische Errungenschaften erfahren. Sie haben diese wie selbstverständliche Werkzeuge genutzt. Gleiches gilt für den Umgang untereinander. Die Zeiten ändern sich und so ändert sich auch der Umgang. Das Gute daran: In ihren Augen sind neue Möglichkeiten per se etwas Gutes – ganz unabhängig von der Anzahl der Geburtstage, die sie in ihrem Leben bereits gefeiert haben.

Komplex und vielfältig.

In der Summe tun sich Menschen mit der Vielzahl an Veränderungen schwer. Der Mensch ist eben nicht „smart“ und bekommt einfach ein Update. Es mangelt oftmals an Neugierde und Mut, die täglichen Routinen zu verlassen und etwas Neues auszuprobieren. Dabei ist der Fortschritt für uns als Gesellschaft von zentraler Bedeutung. Je länger ein Geschäftsmodell oder ein Wirtschaftssystem einen gut nährt und ein Garant für Wohlstand ist, desto mehr sinkt die Bereitschaft, diese Komfortzone zu verlassen. Generation für Generation entwickelt sich die Welt um uns herum aber weiter. Und wer in dieser bestehen will, muss sich stets er-

neuern. Das ist eine Herausforderung, aber keine unüberwindbare Hürde. Die Kunst ist es, aus den vielen Unsicherheiten Chancen zu kreieren.

Mit meinen 49 Jahren zähle ich mich zu den „Alten“. Wir sind in der industriellen Ökonomie groß geworden. Die Komplexität dieser Zeit gleicht einem Brettspiel wie „Mensch ärgere dich nicht“. Wir haben Aufgabe für Aufgabe strickt nach Plan abgearbeitet. Platz für Kreativität, Freiräume und unerwartete Wendungen war nicht vorgesehen. Die Ökonomie von morgen, vielleicht sogar schon von heute, ist hingegen mit der modernen Art des Gamings vergleichbar. Man lernt von Spielzug zu Spielzug dazu, nur das Kollektiv kann die Aufgaben stemmen und das Spiel ist als eine endlose Iteration nie vorbei.

Mitten im Umbruch.

Wir hatten noch nie so viele Möglichkeiten, die Zukunft zu gestalten, wie jetzt. Neue Arbeits- und Lebensmodelle, Tools, die uns vieles erleichtern, und eine ganz andere Beziehung zu unseren Vorgesetzten sind dafür die Grundlage. Einen zentralen Aspekt nehmen die Themen Gesundheit, Wohlbefinden und Umwelt ein. In einem Zeitalter, in dem der Mensch 100 Jahre alt werden kann, ist dies eine neue Währung. Diese Haltung und Lebensweise beeinflussen nicht nur unser Alltagsleben, sondern werden auch unsere Arbeit maßgeblich verändern. In der Vergangenheit haben Gebäude, in denen der Mensch arbeitet, diesen krank gemacht. In der Zukunft leisten diese einen zentralen Beitrag zur Gesundheitserhaltung und Fitness. Eine Entwicklung, die noch deutlich an Fahrt gewinnen wird. ▶



Fotos: Photography Eduardo Perez, vitra

Wie sieht die Zukunft des Büros aus? Dieser Frage widmet sich Vitra seit vielen Jahren und nutzt dabei die eigenen Büros als Testlabore für neue Ideen und Konzepte.



Bilder auf dieser Seite

Die Struktur des Vitra Workspace ähnelt einem Mosaik: Auf einer einzigen großen Fläche stehen Möbel zu Szenen arrangiert. Besucher wie auch Mitarbeiter finden somit eine Umgebung vor, die an alles andere als an ein Großraumbüro erinnert.



Bilder auf dieser Seite

Das IT-Office sollte vor allem eines sein: funktional. Durch den Einsatz vielfältiger Produkte, Materialien und Farben ist es darüber hinaus gelungen, eine individuelle und identitätsstiftende Arbeitsumgebung zu schaffen.



Technologisch ist es nur noch eine Frage der Zeit, bis Gebäude kognitiv sind. Die Welt um uns herum verschmilzt zu einer cloud-basierten Umwelt, die jedes technische Gerät zur denkenden Maschine werden lässt. Die Architektur der Arbeit bekommt einen neuen digitalen Layer. Das kognitive Büro ist heute schon Wirklichkeit. In einer

Welt, in der sich der Mitarbeiter in einer Arbeitslandschaft bewegt, ist eine „kognitive Gebäudestrategie“ eine Schlüsselaktivität. Sie gibt dem Betreiber ein unmittelbares Feedback dazu, was gerade im Gebäude passiert. Er kann ein Gebäude viel ökonomischer und ökologischer betreiben als bisher. Der Nutzer bekommt einen neuen Komfort. Er kann „sein Büro“ für sich konfigurieren und abstimmen wie ein Smartphone.

Trotz aller Technik bleiben wir Menschen uns in vielen Verhaltensweisen treu. Noch nie war die Sehnsucht der Menschen nach Zugehörigkeit und Verortung so groß wie jetzt. Im Zeitalter des flexiblen Arbeitens wächst der Wunsch nach Zugehörigkeit. Der Campus ist zum Mittelpunkt für die Gemeinschaft geworden. Hier sind die Gemeinschaft und ihre Rituale verortet. Der Campus ist mit den Erlebnissen und Erinnerungen des Arbeitslebens untrennbar verbunden.

Physische Begegnungen und eine unmittelbare Teilhabe sind der Schlüssel für wirtschaftliches Wachstum und Wohlstand. Das Neue und der Fortschritt von Unternehmen entstehen nicht alleine aus der Dichte heraus, sondern durch eine Durchmischung unterschiedlicher Disziplinen und deren Akteure. Das Büro wird um den öffentlichen Raum erweitert. Das Atrium wird zum Public Space, hier durchmischt sich das Unternehmen mit seinem physischen Netzwerk außerhalb der eigenen Organisation.

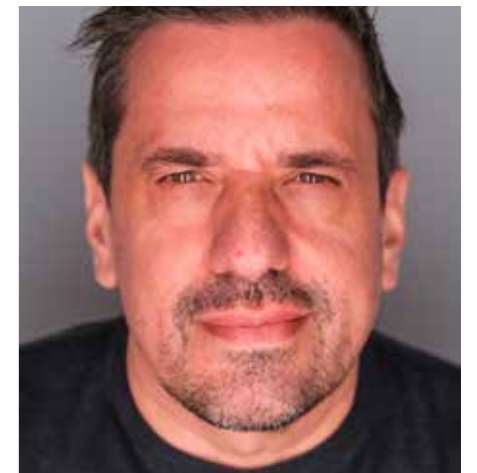
Schritt für Schritt.

Der Weg in diese neue Realität ist für die meisten jungen Kollegen oder Start-ups ein Katzensprung. Sie kennen es ja nicht anders. Für die Älteren von uns ist es ein längerer und vermutlich auch mühsamerer Weg. Wer mit dem linearen Denken groß geworden ist, der muss das andere Denken erstmal trainieren und erfahren. Jeder Tag bietet Möglichkeiten, etwas Neues zu wagen, einen Schritt zu gehen und neue Erfahrungen zu machen. Am Ende zahlt es sich für uns alle aus. Denn eines ist klar: „Mit einer alten Software lässt es sich nicht arbeiten.“

Sich selbst treu bleiben.

Eine besondere Rolle spielt dabei das Gedächtnis des Unternehmens. Es ist viele Jahre alt, hat viele Erfahrungen gespeichert und gibt damit Anleitung und Orientierung. Wir reduzieren das Gedächtnis gerne auf die Bilanz, aber das wahre Gedächtnis steht eben nicht in der Bilanz des Unternehmens. Die eigene Geschichte zählt zu den größten Schätzen, die man besitzt. Aus diesem Gedächtnis heraus entsteht eine Anleitung, eine Orientierung, auch und vor allem in der heutigen Zeit. Das hat einen sehr hohen Wert. Man muss sein Gedächtnis und den Gründungsimpuls des Unternehmens hegen und pflegen wie einen Garten.

Vor uns liegt eine wunderbare Zeit. Jeder kann seinen Beitrag dazu leisten, dass wir etwas daraus machen – egal ob er ein Behälter oder ein Rebell ist. •



Über den Autor

Raphael Gielgen ist „Trendscout Future of Work“ beim Schweizer Unternehmen Vitra. Seit vielen Jahren ist er auf der Suche nach dem „Quellcode“ für die Arbeitswelt von Morgen. Eine Reise, die immer wieder neue Überraschungen für ihn bereithält. Sein Motto dabei: „Vorstellen kann ich mir alles!“

Der gelernte Tischler und Kaufmann ist rund 200 Tage im Jahr unterwegs und besucht dabei weit über 100 Unternehmen und Forschungsinstitute. Er schaut in Firmen wie Apple, Airbnb und Google den Leuten über die Schulter, ist gut vernetzt mit erfolgreichen Start-ups und Architekten und steckt seine Nase in die Labore des Massachusetts Institute of Technology (MIT) und von anderen renommierten Universitäten. Die Erkenntnisse, Erfahrungen und Ergebnisse dokumentiert Gielgen auf einem „Panorama“. Eine Landkarte der Trends und Muster einer neu entstehenden Welt. Sie gibt Kunden, Partnern und dem Unternehmen Vitra Orientierung.

Über das Unternehmen

Das Schweizer Familienunternehmen ist nicht nur Möbelhersteller, sondern auch Dienstleister für die Beratung, Planung und Realisierung von Arbeitsräumen oder öffentlichen Bereichen. Personen wie Raphael Gielgen oder auch Formate wie das Vitra Hackathon, in denen Vitra dazu einlädt, den Status quo der Arbeitsräume infrage zu stellen und gemeinsam innovative Konzepte zu entwickeln, machen es möglich. Sie erlauben es dem Unternehmen, zukunftsweisende Konzepte für die künftige Bürostruktur zu planen und zu realisieren, bei denen Kommunikationsflüsse, Arbeitsprozesse und Raumstrukturen aufeinander abgestimmt werden.



Die langlebigste Glühlampe der Welt ist das „Centennial Light“ in einer Feuerwache im Bundesstaat Kalifornien.

Wie lange sollen sie leben? Über die Haltbarkeit von technischen Produkten.

1926 haben sich die großen Hersteller von Leuchtmitteln zu einer großen Verschwörung verabredet: Glühbirnen sollten ab sofort nur noch 1.000 Stunden brennen. Bis dahin galt die doppelte Lebensdauer, aber damit sollte nun Schluss sein.

Foto ©m.mphoto - stock.adobe.com

An der in Genf eingetragenen Firma Phoebus S.A. waren alle marktrelevanten Hersteller der Welt gemäß ihren Marktanteilen beteiligt. Bekannt wurde das Unternehmen unter dem Namen „Phoebuskartell“ – und nichts anderes als ein Normen- und Typenkartell war ihr Geschäftszweck. Bis 1942 existierte das Kartell, so die Vermutung. Aber es gibt nicht nur die kritischen Stimmen zu diesem Konsortium. Immerhin führten Absprachen zu Lebensdauer, Helligkeit und Stromverbrauch auch dazu, dass man sich als Verbraucher auf Standards verlassen kann, die seither von allen Herstellern eingehalten werden.

Dass Glühbirnen durchaus länger als 1.000 Stunden brennen können, beweist die älteste noch funktionierende Glühbirne der Welt. Das sogenannte Centennial Light wurde seit 118 Jahren nicht mehr ausgeschaltet – und es brennt und brennt und brennt. Seit 1901 und bis heute. Wer es bestaunen möchte, kann sich über die Webcam überzeugen, die das Leben der Birne begleitet (www.centennialbulb.org).

„Er läuft und läuft und läuft ...“

Schauen wir uns ein zweites Beispiel an. Kaum eine Aussage zur Lebensdauer ist so bekannt wie dieser Werbespruch, den Volkswagen im Jahr 1962 veröffentlicht hat. Wer sich für Automobile interessiert, der weiß sofort, welcher Wagen mit diesem Satz gemeint ist: der Käfer. Bemerkenswert ist, dass dieser Marketing-Spruch bis heute einen echten Seltenheitswert hat. Kaum ein Hersteller hat den Mut, mit der Lebensdauer seiner Produkte zu werben – und auch die Autohersteller machen da keine Ausnahme.

Sind die technischen Produkte von Herstellern heute also bewusst auf kurze Lebensdauern und schnelle Kaufzyklen ausgelegt, um die Umsätze so hoch wie möglich zu halten? Generell haben technische Produkte den Ruf, genau so lange zu halten, wie die Dauer der vorgeschriebenen Garantiezeit ist. Aber stimmt das wirklich? Bauen Hersteller in ihre Geräte absichtlich Schwachstellen ein, um eine Neuanschaffung zu erzwingen? Der Berliner Betriebswirt Stefan Schridde ist sich da sicher. Der Gründer des Vereins „Murks? Nein danke!“ fordert über die Website die Verbraucher dazu auf, Meldungen über defekte Geräte zu hinterlassen. Und sein Standpunkt ist klar: Die sogenannte geplante Obso-

leszenz ist keine Verschwörungstheorie, sondern sie wird in vielen Geräten deutlich sichtbar. Geschirrspüler mit hitzeempfindlichen elektronischen Bauteilen, fest mit der Trommel verbaute Kugellager in Waschmaschinen, minderwertige Kunststoffe anstatt Metall im Getriebe von Haushaltsgeräten – es gibt unendlich viele Möglichkeiten, Sollbruchstellen einzubauen, die man schnell entlarven kann. „100 Milliarden Euro verlieren wir jedes Jahr, weil die Dinge so gebaut sind. Und das andere ist eben der Umweltschaden, der natürlich ausgelöst wird“, so Schridde im Interview mit dem Deutschlandfunk.

Die Herstellerverbände protestieren bei diesem Vorwurf lautstark. Und tatsächlich scheint es keine einzige Studie zu geben, die die technische Industrie überführen kann. Was aber deutlich wird, ist die Rolle, die ein ganz anderer Akteur in diesem Zusammenhang spielt: der Käufer.

Wollen Käufer überhaupt die Qualität?

Verbraucherverbände reklamieren bis heute die allgemein zu kurze Nutzungszeit technischer Geräte. Das ist wohl gemerkt etwas ganz anderes als die mögliche Lebensdauer. Der Bundesverband der Verbraucherzentralen hat ermittelt, dass rund 30 Prozent der durchgeführten Reparaturen nur die teuren Großgeräte betreffen. Kleinere Haushaltsgeräte oder Unterhaltungs- und Kommunikationselektronik werden kaum repariert, sondern entsorgt und neu angeschafft. Na klar, werden Sie jetzt sagen, das liegt einfach am Preis. Stimmt – aber es trifft nicht immer zu. Auf die Frage, warum man ein Gerät nicht hat reparieren lassen, obwohl man es gern weiter benutzt hätte, liefern die befragten Verbraucher auch ganz andere Aussagen als das Preisargument: „Ich wollte ein neueres Modell haben“, geben 39 Prozent der Befragten an. „Eine Reparatur wäre zu umständlich gewesen“ trifft auf 34 Prozent zu und das Warten auf eine Reparatur war für immerhin 15 Prozent der Befragten nicht auszuhalten. Sind der Wunsch nach langer Lebensdauer und das Gerücht über den Einbau von Sollbruchstellen also nur eine vorgeschobene Entschuldigung der Verbraucher für den starken Wunsch nach regelmäßigen Neuanschaffungen?

Eindeutig „Ja“, sagt der Verband der deutschen Ingenieure VDI. Er beruft sich dabei auf eine Studie, die vom Umweltbundesamt zuletzt 2016 durchgeführt wurde.

Demnach sind es die Verbraucher, die aus freien Stücken entscheiden, ihre noch funktionierenden Geräte durch neue zu ersetzen. Das klingt verrückt und das ist es auch: Für sieben von zehn Verbrauchern ist es besonders wichtig, dass die Hersteller ein sogenanntes Recht auf Reparatur einräumen. Gemeint ist damit, dass Geräte grundsätzlich so aufgebaut werden sollten, dass Reparaturen durch Austausch von Einzelteilen anstelle zu teurer Baugruppen möglich werden. Zugleich sind sie es aber selbst, die ein Gerät ersetzen, obwohl es gar nicht defekt ist. Und auch dafür haben wir ein passendes Fachwort zur Hand: „psychologische Obsoleszenz“. Sie wird beim Verbraucher dadurch geweckt, dass Produktdesigner der Hersteller durch die Überarbeitung ihrer Modellreihen einen ständigen Wunsch nach Erneuerung erzeugen. Denn wer will sich schon mit dem alten Modell, dem überholten Produkt abgeben?

Überhaupt ist die kürzer werdende Lebensdauer den technischen Geräten offenbar nicht nachzuweisen. Jürgen Nadler von der Stiftung Warentest kann nach jahrelangen Prüfungen der Lebensdauer von Haushaltsgeräten lediglich einen simplen Zusammenhang feststellen: „Wenn das Gerät teuer ist, sind die Chancen, dass es lange hält, ganz gut. Und wenn es sehr billig ist, sind die Chancen, dass es frühzeitig ausfällt, relativ groß.“ Aha. Da ist er wieder, der Verbraucher, der selbst Schuld zu sein scheint, und diesmal ist es die eigene Sparsamkeit, die ihn zu Billigkäufen drängt. Nadler geht sogar noch einen Schritt weiter und schreibt es den Verbrauchern zu, bei Äußerungen über die „gute alte Zeit“, als Geräte noch ein Leben lang hielten, schlicht nostalgisch, aber nicht realistisch zu sein. Da scheint etwas dran zu sein, sagt auch die Studie des Umweltbundesamtes: Große Haushaltsgeräte werden im Schnitt auch heute erst nach 12 bis 15 Jahren ausgetauscht. Der Austausch geschieht allerdings nicht, weil sie defekt sind, sondern weil die neuen Geräte mit Vorteilen wie Sparsamkeit oder besseren Leistungen punkten.

Ist der Gesetzgeber gefragt?

2015 hat das französische Parlament ein Gesetz verabschiedet, nach dem Hersteller für das absichtliche Einbauen technischer Schwachstellen hart bestraft werden. Sogar Gefängnisstrafen sind nach dem Gesetz möglich. Das freut Herrn

Schridde von der Initiative „Murks? Nein danke!“ sehr und er wünscht sich ein solches Durchgreifen auch von Seiten der deutschen Politik. Aber hilft es auch? Ines Oehme vom Umweltbundesamt hält dieses Gesetz eher für realitätsfern: „Wie gesagt: Wir konnten in unserer Studie solche Fälle bisher nicht wirklich identifizieren.“ Stattdessen schlägt das Umweltbundesamt ein anderes Vorgehen vor: Hersteller sollten dazu verpflichtet werden, Angaben zur voraussichtlichen Lebensdauer von Geräten zu machen. Angegeben werden soll dabei die Lebensdauer, die man für dieses Gerät bei der Entwicklung geplant hatte. So sei die Vergleichbarkeit der Produkte gegeben.

... und sie laufen und laufen und laufen immer noch!

Der Ruf des VW Käfers ist gerechtfertigt. Im Jahr 2015 zum Beispiel waren noch knapp 50.000 Käfer allein in Deutschland zugelassen. Kein anderes Fahrzeug erreicht mit diesem Alter noch eine solche Quote. Die gute Nachricht ist, dass lange Zulassungszeiten nicht nur auf Liebhaberfahrzeuge zutreffen. Die Statistik zur typischen Lebensdauer von Autos in Deutschland zeigt die deutschen Marken vorn. Volkswagen führt die Liste sogar mit einem erheblichen Abstand an – 26 Jahre hält ein Volkswagen demnach in Deutschland, während BMW, Audi und Mercedes es auf 19 Jahre bringen. Aber auch andere Marken rangieren nicht so schlecht, wie man vielleicht meint: Selbst die Marken unserer Nachbarn oder aus Fernost, die nicht unbedingt den Ruf von Haltbarkeit haben, bringen es auf durchschnittlich 14 bis 18 Jahre.

Jedes Jahr ermittelt das Kraftfahrt-Bundesamt das Durchschnittsalter bei Personenkraftwagen. Und der Trend sagt: Das Alter steigt – und zwar jedes Jahr. Im Durchschnitt fahren die Halter in Deutschland ein Auto mit einem Alter von neun-einhalb Jahren. 2012 lag der Wert noch bei neun Jahren. Irgendwie scheinen die Menschen also doch an der Haltbarkeit ihrer Produkte interessiert zu sein – auch wenn sie nicht für die Dauer eines ganzen Lebens gemacht sind. •



Eigens für den VW Käfer wurde in den 1930er Jahren der luftgekühlte Boxermotor mit vier Zylindern entwickelt.

Foto ©Tamas Turri - stock.adobe.com



Es gibt Tage, die es nicht gibt.

Im nächsten Jahr ist es wieder so weit: Wir steuern auf ein Schaltjahr zu, in dem der Februar 24 Überstunden macht. Nach vier Jahren Abstinenz können damit alle an einem 29. Februar Geborenen wieder ihren Geburtstag feiern. Aber den wievielten eigentlich? Erreicht jemand, der am 29. Februar 1948 geboren ist, seine Volljährigkeit oder wird er 72?

Eine Frage, die der Gesetzgeber nicht unbeantwortet lässt. Zur Berechnung des Lebensalters wird die Fristberechnung des BGB herangezogen. Der darin enthaltene Paragraph 188 Absatz 3 regelt, wann die Lebensjahre von am 29. Februar Geborenen in einem Nichtschaltjahr ablaufen. Und zwar mit Vollendung des 28. Februars. Offiziell ein Jahr älter werden diese Personen somit jedes Jahr und das immer am 1. März. Ob und wann der Geburtstag aber zelebriert wird, bleibt natürlich jedem selbst überlassen. •

Foto ©sp4764 - stock.adobe.com

In Schaltjahren wird der Februar um einen Schalttag verlängert. Alle vier Jahre hat unser Jahr somit 366 Tage.

RÜCK- BLICK.

Fotos Olivhill, picture-alliance / @everettovik - stock.adobe.com / @LICHFIELD STUDIOS - stock.adobe.com / Trinity Mirror / Mirrorpix / Alamy Stock Photo

Andere Zeiten. Andere Herausforderungen. Andere Möglichkeiten. Andere Generationen. Andere Geschichten. **118 Jahre. LIST.**



Ende des 19. Jahrhunderts. Anfang 20. Jahrhundert. Kaiserreich. Kolonien. Hochindustrialisierung. Bergbau. Eisenbahnbau. Eisenindustrie. Textilindustrie. Handarbeit. Schweiß. Petroleum. Erste Dienstleistungen. Glühbirne. Strom. Veränderungen. Schicht- und Nacharbeit. Charlie Chaplin. Titanic. Motorsport. Geschwindigkeitsrausch. Radio. Turnen.

Neuanfang.

Tubbergen in den Niederlanden. Gerardus Johannes List schließt die Schule ab. Der Hof seiner Eltern liegt bereits in den Händen seines älteren Bruders. Stellt sich die Frage, was er nun machen soll. Viele Niederländer zieht es nach Deutschland. Die Wirtschaft dort brummt. Soll er auch gehen? Einen Versuch ist es wert. Nordhorn liegt direkt hinter der Grenze. Der neue Wohnort ist ausgemacht. Mit einem Koffer in der Hand wagt er den Neuanfang.

Flexibel.

Er ist Maurer und versteht sein Handwerk. Wenn schon Neuanfang, dann richtig, denkt er sich. Er gründet sein eigenes Unternehmen und erhält die ersten Aufträge. Aber der Winter macht ihm schwer zu schaffen. Die Baustellen stehen still und ihm fehlen die Einnahmen daraus. Aber er weiß sich zu helfen, denn er kennt sich auch mit Holzschuhen aus. Damit kann er sich gut über Wasser halten. Erst braucht er die Schuhe noch, um über den Winter zu kommen. Nach und nach läuft das Baugeschäft aber immer besser an. Die ersten Mitarbeiter können eingestellt werden. Die Schuhe sind Geschichte. Ab jetzt wird gebaut.

Tragisch.

Die Medizin macht Fortschritte. Krankheiten sind dennoch eine große Gefahr. Aber es nützt nichts. Auch bei schlechtem Wetter darf die Arbeit auf den Baustellen nicht stillstehen. Das Geld sichert den Lebensunterhalt der Familie, die sieben Kinder wollen ernährt werden. Und Gerardus Johannes List geht mit gutem Vorbild voran. Er steht in einem frisch gemauerten Keller knöcheltief im Wasser. Es ist kalt und der Wind pfeift ihm um die Ohren. Er weiß es noch nicht, aber das ist sein Todesurteil. Die Lungenentzündung ist stärker als er.

Der Erste Weltkrieg warf seine Schatten voraus und die deutsche Armee bereitete sich darauf vor. Unter anderem mit Subventions-Lkws wie diesem. Die Anschaffung und der Betrieb ziviler Lastkraftwagen wurde zwischen 1908 und 1913 von der deutschen Armee subventioniert. So konnten sie im Kriegsfall eingezogen werden.



Gründer

Name: Gerardus Johannes List
Lebenszeit: 7. April 1870–Frühjahr 1926
Zeit im Unternehmen: 1901–1926
Entwicklung des Unternehmens LIST:
Das Unternehmen wächst zu einem soliden Maurerbetrieb heran.

Ende des Ersten Weltkriegs. Inflation. Rentenmark. Aufschwung. Höhenflug. Goldene Zwanziger. Frauen. Fließband. Kunst. Musik. Jazz. Charleston. Vergnügen. Börsencrash. Tiefer Fall. Weltwirtschaftskrise. Unzufriedenheit. Nationalsozialismus. Krieg. Angst. Sorge. Verpflichtungen. Auf. Und ab.

Unerwartet.

Nordhorn, nahe der niederländischen Grenze. Die List-Familie ist groß und Gerhardus Paulus List ist der älteste von insgesamt sieben Geschwistern. Ihm steht das Unternehmen seines Vaters zu. Eine Herausforderung, aber auch eine Ehre. Die für ihn vorgesehene Rolle passt zu ihm. Er ist ein Macher, ein Netzwerker und hat viele Visionen. Aber der plötzliche Tod seines Vaters ist ein Schock. Dennoch muss der Maurerbetrieb weitergeführt werden. Jetzt ist also er an der Reihe. Aus Trauer wird Stolz. Ab sofort führt er das Werk seines Vaters fort.

Strategisch.

Es läuft gut. Über 100 Mitarbeiter hat Gerhardus Paulus List bereits angestellt. Aber dann bricht der Krieg aus und sein Unternehmen muss sich kriegswichtigen Aufgaben verschreiben. Der Bau von Baracken und Co. steht nun auf der Tagesordnung. Dennoch verliert Gerhardus Paulus List seine eigenen Ziele nicht aus den Augen. Als studierter Ingenieur darf er „Eisenbeton“ herstellen. Ein riesiger Wettbewerbsvorteil, da er Brücken aus Beton bauen darf. Außer ihm gibt es vor allem in der Region nur wenige, die das dürfen. Und das weiß er zu nutzen. Das Unternehmen zieht um. Die neue Adresse liegt direkt am Nordhorn-Almelo-Kanal. Zement, Kies und Sand können von hier aus direkt angeliefert werden. Das verschafft ihm Aufträge. Und die wollen abgearbeitet werden. Er verlangt von seinen Mitarbeitern Disziplin. Zeigt sie aber auch selbst. Morgens um fünf Uhr ist er der Erste auf dem Platz. Frisch gestriegelt versteht sich.

Engagiert.

Gerhardus Paulus List hat zwei große Leidenschaften: sein Unternehmen und seine Zunft. Und dafür tritt er ein. Er leistet Verbandsarbeit, leitet Arbeitsgemeinschaften, trifft sich mit strategisch wichtigen Personen und baut sich ein Netzwerk auf. Die Wirtschaft lief schon einmal besser, aber er lässt sich seine positive Grundeinstellung nicht nehmen. Er macht aus jeder Situation das Beste. Dabei fasst er sich an die eigene Nase. Als Kreishandwerksmeister nimmt er aber auch seine Kollegen in die Pflicht. Er setzt sich ebenso für Gemeinschaft und Zusammenhalt wie auch für Fortschritt und zeitgemäßere Arbeitsmethoden ein. Geht dabei Diskussionen und Kritik nicht aus dem Weg. Er erlebt Höhen und Tiefen. Das tut seinem Engagement aber keinen Abbruch. Am Ende zwingt ihn die Krankheit zum Rückzug aus dem geliebten Beruf. ▶



1923 lähmte die Hyperinflation die deutsche Wirtschaft. Die Einführung der Rentenmark sorgte vorerst für Stabilisierung. Und dafür, dass die Kinder in den wertlos gewordenen Geldscheinen ein Spielzeug fanden.



2. Generation

Name: Gerhardus Paulus List
Lebenszeit: 30. Juni 1897–März 1969
Zeit im Unternehmen: 1926–1965
Entwicklung des Unternehmens LIST:
Wachstum bis auf 120 Beschäftigte, Ergänzung von Zimmerei- und Tiefbauabteilung, Umwandlung in eine O.H.

Ende des Zweiten Weltkriegs. Wiederaufbau. Bundesrepublik. DDR. Wirtschaftswunder. Wachstumsbranchen. Bauwirtschaft. Stahlindustrie. Maschinenbau. Automobilindustrie. Industrialisierung der Landwirtschaft. Motorisierungswelle. Rock 'n' Roll. Konsum. Farbfernsehen. Massenmedien. Freizeit. Neil Armstrong. Fußball-Weltmeister. Stagnation. Inflation. Arbeitslosigkeit. Unsicherheit. RAF.

Pflicht.

Wird er Maurer oder Tischler? Das sind die zwei Möglichkeiten, die Gerhard-Ernst List von seinem Vater angeboten werden. Dass er als Erstgeborener das Unternehmen weiterführen wird, steht fest. Da kann man wenig machen.

Umbruch.

Wie bei Familie List steht auch bei dem zweiten Gesellschafter des Unternehmens eine Nachfolge an. Die Charaktere der beiden Junioren können aber leider unterschiedlicher nicht sein. Der Tagesablauf ist geprägt von Uneinigkeit und Diskussionen. Hinzu kommt, dass sich Gerhard-Ernst Lists Bruder Heinz List sogar so unwohl fühlt, dass er nach nur kurzer Zeit im Unternehmen aus diesem wieder austritt. Die Beteiligten setzen sich deshalb zusammen und malen verschiedene Szenarien aus. Es ist nicht klar, ob das Unternehmen in List-Besitz bleibt. Aber sie werden sich einig. Aus dem einen Unternehmen gehen zwei hervor. Jetzt müssen die Ärmel noch einmal richtig hochgekrempelt werden. Zwei der Kollegen übernehmen dabei besonders viel Verantwortung: Hermann Smit und Hans-Friedrich Schüürmann. Gemeinsam mit ihnen und seinen Leuten schafft Gerhard-Ernst List es, gestärkt aus dem Umbruch hervorzugehen. Von nun an geht es ihm um Sicherheit und Stabilität.

Fortschritt.

Die Technik macht Fortschritte. Neue Arbeitsmittel sollen die Arbeit erleichtern. Viele haben eine Abwehrhaltung. Gerhard-Ernst List ist neugierig. Setzt sich mit den Dingen auseinander. Bespricht sich mit seinen Mitarbeitern dazu und schafft das an, was er für sinnvoll hält. Beispielsweise das Faxgerät, der Laser oder die erste elektronische Rechenmaschine überzeugen ihn. Dafür nimmt er das Geld in die Hand. Vereinzelt sind seine Mitarbeiter skeptisch. Aber Ausreden lässt er nicht gelten. Wenn es die neue Technik gibt, dann muss man sie auch nutzen.

Verbundenheit.

Gerhard-Ernst List wird älter und nimmt sich bewusst Zeit für andere Dinge. Die Führung des Unternehmens ist längst an seinen Sohn übergegangen. Aber so richtig loslassen kann und will er noch nicht. Dazu zwingt ihn aber ja auch niemand. Also schaut er täglich nach dem Rechten und holt sich weiterhin jeden Morgen seinen obligatorischen Chef-Kaffee ab.



Am 25. August 1967 wurde die Fernsehwelt bunt und der Flimmerkasten zum Familienereignis.



3. Generation

Name: Gerhard-Ernst List
Lebenszeit: 01. März 1929–01. August 2014
Zeit im Unternehmen: 1953–1990
Entwicklung des Unternehmens LIST:
Teilung des Unternehmens, Stärkung des Rufs als regional großes Rohbauunternehmen, Erweiterung des Arbeitsradius.

Mit dem Heimcomputer kam die digitale Welt in die Haushalte.



Mauerfall. Wiedervereinigung. C64. Euphorie. Ernüchterung. Konjunkturaufschwung. Mobilität. Fernreisen. Erneuerbare Energien. Globalisierung. EU. Binnenmarkt. Innovationen. Investitionen. Euro. Terror. Gentechnik. Techno. Billigflieger. Digitalisierung. Google. Apple. Facebook. Lehman Brothers. Finanzkrise. Immobilienkrise. Europa. Rettungsschirme. Fußball-Weltmeister. Wirtschaftswachstum. Flüchtlinge. Rechtsruck. Bauboom. Fachkräftemangel.

Entscheidung.

Gerhard List hat nicht gerade den besten Zeitpunkt zum Einstieg in das Unternehmen erwischt. Die Wirtschaft hat schon einmal bessere Zeiten gesehen. Die Auftragslage ist schlecht und er hat Mühe, seine Mitarbeiter zu beschäftigen. Außerdem ist der Markt im Umbruch. Die Unsicherheit ist groß, aber er stellt sich ihr. Und vor allem stellt er sich der Frage, ob Rohbau wirklich noch das Geschäft der Zukunft ist? Mit einem Unternehmensberater entwickelt er verschiedene Zukunftsszenarien.

Umsetzung.

Seine Entscheidung ist gefallen: Schlüsselfertigbau. Jetzt braucht er nur noch einen Profi an seiner Seite, mit dem er den neuen Weg einschlagen kann. Gerhard List sucht und wird fündig. Mit Hans Ströcker gründet er LIST SF-Bau. Zunächst ein zweites Standbein neben dem Rohbau. Bald der Ersatz. Aber damit nicht genug. Er holt sich auch eigene Kompetenzen für die Projektentwicklung ins Haus. Sein bisheriger Auftraggeber Dr. Vogt und sein Freund Hubert Wilbers werden zu seinen Partnern. Gemeinsam bauen sie die Expertise aus.

Sichtbarkeit.

Endlich ist es da: das Umzugswochenende. Die letzten zwei Jahre haben Gerhard List und sein Team viel Zeit in den neuen Standort mitten in der Nordhorner Innenstadt investiert. Und jetzt ist das Gebäude fertig und bezugsbereit. Alle packen fleißig mit an. An nur einem Wochenende ist der Umzug geschafft. Und als Gerhard List Montagmorgen ins Büro kommt, sitzen die ersten wie selbstverständlich an ihrem neuen Platz und arbeiten wie jeden Tag. Er ist sich sicher: Er und sein Team sind so weit. Das neue Gebäude ist in seinen Augen ein Symbol für den Wandel, den das Unternehmen bereits vollzogen hat. Von jetzt an stehen die Zeichen auf Expansion.

Expansion.

Der Markt liefert die Rahmenbedingungen, die Gerhard List braucht. Die Nachfrage ist groß. Er gründet in Bielefeld ein zweites Schlüsselfertigbau-Unternehmen. Die letzten Jahre haben ihm gezeigt, dass er zum Wachsen die richtigen Leute braucht und dorthin gehen sollte, wo diese sind. Und Bielefeld verspricht viel. Die Gründung zahlt sich aus. Schnell können neue Stammkunden gefunden werden. Also drückt Gerhard List weiter aufs Gaspedal. Sucht nach geeigneten Kandidaten für gemeinsame Unternehmensgründungen und wird nach und nach fündig. Die Sparte Schlüsselfertigbau wird um drei weitere Unternehmen und die Sparte Projektentwicklung um zwei Unternehmen ergänzt. Zudem holt sich Gerhard List Spezialisten für die Finanzierung, die Planung, BIM und das Projektmanagement ins Unternehmen. Ein bisschen Risiko gehört immer dazu, aber Stillstand ist keine Option. Auch nicht für die Zukunft. Die Visionen sind da. •



4. Generation

Name: Gerhard List
Lebenszeit: geboren am 12. Mai 1960
Zeit im Unternehmen: 1987–heute
Entwicklung des Unternehmens LIST:
Ausbau der Sparten Schlüsselfertigbau und Projektentwicklung, Aufbau der Kompetenzen Finanzierung, Planung, BIM und Projektmanagement.

Gerade Rentner, die ihre Pflichten im Leben erfüllt haben und niemandem mehr etwas schuldig sind, sollten Gas geben, sagt Günther Krabbenhöft.



IM BESTEN ALTER. GÜNTHER KRABBENHÖFT HÄLT NICHTS VOM SCHWARZ-WEISS- DENKEN.

Stilikone, Influencer und ravender Hipster-Opa – Günther Krabbenhöft wird in den Medien und von seinen Followern auf Instagram und Facebook gefeiert. Mit seinen 73 Jahren ist er top-fit, regelmäßig in Berlins Club-Szene unterwegs und dabei stets elegant und ganz Dandy-like gekleidet. Scheinbar macht das Alter vor ihm halt. Und genau darüber haben wir mit ihm geredet.

Fotos Günther Krabbenhöft

Herr Krabbenhöft, Sie blicken auf eine berufliche Vergangenheit als Koch zurück. Jetzt sind Sie Rentner und über Nacht weltweit bekannt geworden. Können Sie uns erklären, wie es dazu kam?

G.K.: „Vor etwas weniger als vier Jahren sprach mich am Kottbusser Tor ein Tourist an. Er war begeistert von meinem Style und wollte ein Foto machen. Ich war verwundert, willigte aber schlussendlich ein. Meine Bitte, das Foto nur für private Zwecke zu nutzen, kam aber scheinbar nicht bei ihm an. Einige Tage später machten mich Freunde dann darauf aufmerksam, dass mein Foto viral ‚steil geht‘ – wie man heute sagt.“

Wussten Sie mit Ihren knapp 70 Jahren überhaupt, was das bedeutet?

G.K. (lacht): „Natürlich nicht. Wie schnell das Foto um die ganze Welt ging – Belgien, Polen, Singapur, New York. Wahnsinn. Aber wie sie heute sehen, habe ich mich nicht abschrecken lassen und kurzerhand eigene Profile in den sozialen Netzwerken angelegt. Und auch danach ebte das Interesse an mir nicht ab. Das erste Unternehmen, das den Hype um meine Person nutzen wollte, war ein japanisches Modelabel. Es setzte eine Agentin auf mich an, die mit einem Foto von mir bewaffnet über den Kiez lief und mich suchte. Ja, und so erhielt ich dann mit 69 Jahren meinen ersten Model-Job. Im Laufe der nächsten Wochen und Monate folgten unzählige Anrufe und Mails zahlreicher weiterer Medien. Das Interesse war riesig.“

Parallel waren da eines Tages in der U-Bahn dann diese beiden jungen Damen, die aus heiterem Himmel fragten, ob ich nicht mit ihnen ins Berghain kommen wolle, einen der angesagtesten Techno-Clubs in Berlin. Spontan sagte ich zu und tauchte in eine zweite für mich völlig neue Welt ein. Ich tanzte acht Stunden am Stück und komme seitdem regelmäßig wieder. So hat sich mein Leben dann Schritt für Schritt verändert.“ ▶

„ABER SOLLTEN MICH BEI-SPIELSSWEISE MEINE BEINE EINES TAGES NICHT MEHR TRAGEN, DANN KONZENTRIERE ICH MICH AUF DAS, WAS ICH NOCH KANN.“

Bitte erlauben Sie mir diese provokante Frage: Aber sind Sie nicht zu alt für all das?

G.K.: „Möchten Sie wissen, ob sich Rentner in Clubs noch die Füße platt tanzen oder in den sozialen Medien aktiv sein dürfen? Na klar. Ich gehe sogar noch einen Schritt weiter: Gerade wir sollten Gas geben. Ich habe meine Pflichten im Leben erfüllt und bin niemandem mehr etwas schuldig. Ich muss keiner Erwartungshaltung mehr gerecht werden und kann ganz ich sein. Und bei mir bedeutet das eben unter anderem, dass ich mich der Musik hingeebe. Außerdem wohne ich nach wie vor in einer WG und liebe es, mich mit meinen Freunden zu verquatschen. Nicht altersgerecht denken Sie? Ich sage: weg mit der Schere im Kopf. Früher dachte ich auch, dass mich mein Alter daran hindert. Aber dieses Schwarzweiß-Denken ist Quatsch. Es gibt nicht nur jung oder alt, sondern viele Facetten und Farben dazwischen.“

Außerdem ist Alter doch relativ. Glaubt man den Medien, bin ich schon 104 Jahre alt. Ich weiß nicht, wie dieses Gerücht entstanden ist, aber es hat sich hartnäckig gehalten. Glaubt man meinem Pass und vielleicht auch den Falten in meinem Gesicht, bin ich Mitte 70. Glaubt man meinem Kopf, bin ich noch einmal einiges jünger. Entscheidend ist doch, wie man sich fühlt und wie man den Dingen gegenüber eingestellt ist. Ich habe Lust auf das Leben, bin neugierig und habe mir somit meine innere Jugend bewahrt.“

Also alles Kopfsache?

G.K.: „Natürlich muss der Körper mitspielen. Und ich bin mir auch meiner Vergänglichkeit bewusst. Aber sollten mich beispielsweise meine Beine eines Tages nicht

mehr tragen, dann konzentriere ich mich auf das, was ich noch kann. Ich lasse mir doch nicht meine Lust aufs Leben dadurch nehmen. Das wäre ja schön blöd.“

Ich bin selbst für mein Glück verantwortlich und mache deshalb das, was mir Spaß macht oder mir gut tut. Und glauben Sie nicht, dass ich nicht auch Trauer oder Melancholie kenne. Auch dafür muss man sich Zeit nehmen, man darf nur nicht darin versinken. Genauso stehe ich zu großen Träumen. Diese darf jeder haben, aber man sollte sich nicht darin verlieren. Ich brauche keinen Lottogewinn, ein leckerer Kaffee im Café, darüber freue ich mich auch.“

Haben Sie denn gar keine Angst vor dem Älterwerden?

G.K.: „Natürlich wäre ich auch nicht gerne ein Pflegefall, aber man muss ja nicht gleich vom Schlimmsten ausgehen. Und für den Fall der Fälle bin ich sogar schon gut vorbereitet: Ich habe tatsächlich schon eine Grabstätte gekauft. Und eine ‚Einweihungsparty‘ mit Champagner haben wir auch gefeiert.“

Es gibt einen großartigen alten Friedhof, auf dem man Patenschaften für historische Gräber übernehmen kann. Ich habe mich in die Vorstellung, die Zeit nach dem Tod auf diesem wunderschönen Fleckchen Erde zu verbringen, verliebt und kurzerhand einen riesigen Obelisk aus schwedischem Granit restaurieren lassen. Das schönste daran: Hier werde nicht nur ich Platz finden, sondern insgesamt zwei Säрге und vier Urnen. So kann ich auch nach dem Tod meine Liebsten um mich scharen. Wir werden eine Grab-WG teilen – so viel steht schon fest.“

Wie kommt es, dass Sie einfach irgend-

wie anders sind als alle anderen?

G.K.: „Ich würde behaupten, dass ich nicht ‚anders‘, sondern einfach nur ich selbst bin. Und ich finde es sehr schade, dass mich das von der großen Mehrheit unterscheidet. Ich kann jedem nur ans Herz legen: Seid einzig, aber nicht artig. Das ist auch mein Leitsatz. Ich bin kein Querulant und sehe mich nicht als das Maß aller Dinge. Ich liege gewiss auch mal daneben und akzeptiere andere Meinungen. Trotz alledem bleibe ich mir treu und gehe meinen Weg. Wenn sich das alle Menschen trauen würden, wäre ‚anders sein‘ völlig normal. Ganz unabhängig von Alter – aber zum Beispiel auch Geschlecht oder Religion – sollten wir lieber versuchen herauszufinden, was uns verbindet. Und nicht, was uns trennt. Danach muss man manchmal vielleicht ein bisschen länger forschen, aber es lohnt sich.“

Trotzdem oder vielleicht auch deshalb haben Sie sicher auch Kritiker, oder?

G.K.: „Natürlich gibt es für alles und jeden Kritiker. Da stehe ich aber drüber. Außerdem lassen sich diese tatsächlich fast an einer Hand abzählen. Das verwundert mich auch immer wieder. Mein erster Club-Besuch nach 20 Jahren Abstinenz war für mich in dieser Hinsicht eine Art Schlüsselerlebnis. Ganz ehrlich: Ich hatte immer schon Lust, mir das Berghain von innen anzugucken. Aber auch ich war mal ein ‚Schisser‘. Ich habe mich nicht getraut hinzugehen, weil ich Angst vor den Reaktionen der jungen Leute hatte: ‚Was will der Alte hier? Der bekommt doch gleich einen Herzkasper, dann ist die Party aber zu Ende!‘ So in etwa hatte ich es mir ausgemalt. Dann ist aber etwas Hervorragendes passiert. Ich wurde nicht nur akzeptiert, sondern sogar darin bestärkt,

„DIE MENSCHEN ORIENTIEREN SICH AN DER MASSE UND ZEIGEN WEDER FANTASIE NOCH KREATIVITÄT.“

wiederzukommen. Ich wurde immer wieder angesprochen – auf meinen Style und meinen Tanzstil. Das war einfach unglaublich. Seitdem habe ich immer mehr zu mir gefunden.“

Sie erwähnten gerade unter anderem Ihren Kleidungsstil. Verraten Sie uns zum Abschluss noch, was es für Sie bedeutet, sich gut zu kleiden?

G.K.: „Wir sind es in Deutschland einfach nicht gewohnt, uns zu schmücken. Das ist bei Vielen nicht verankert. Und das ist ein Problem. Die Menschen orientieren sich an der Masse und zeigen weder Fantasie noch Kreativität. Ich persönlich finde es aber wichtig, dass jeder von uns ein bisschen Farbe in diese Welt bringt. Dabei sollte man sich nicht verkleiden, aber Wert aufs Detail legen. Kleine Details können den Unterschied machen – auch bei uns Männern der Schöpfung. Und einen Anzug sollte man auch nicht einfach nur des Anzugs wegen tragen, sondern man sollte auch Wert darauf legen, dass er gut sitzt. Denn wenn nicht, sieht man nicht anders aus als ein alt gewordenes Kind – um abschließend noch einmal auf Ihr Thema ‚Alter‘ zurückzukommen.“

Herr Krabbenhöft, vielen Dank für das Interview! •



| | |
|---|--|
| Name | Günther Anton Krabbenhöft |
| Alter | 73 |
| Familienstand | geschieden, eine Tochter und zwei Enkel |
| Wohnhaft | seit 30 Jahren in einer WG in Berlin-Kreuzberg |
| Hobbies | Tanzen, Auflegen, Second-Hand-Läden und Zeit mit seinen Freunden und seiner Familie verbringen |
| Markenzeichen | Melone (steifer, abgerundeter Hut), Weste, Fliege und bunte Socken |
| Abonnenten auf Instagram | ca. 46 Tausend |
| Follower auf Facebook | ca. 30 Tausend |
| Spitzennamen in den Medien | „der späte Mann“ (die Welt), „coolster Hipster-Opa Deutschlands“ (Bild), „Hipster-Rentner vom Kotti“ (Tagesspiegel), „Fashionable Grandpa“ (Cosmopolitan) uvm. |
| Gesicht für Kampagnen folgender Unternehmen: | Google Play, Sparkasse bzw. Deka, Picard |

Die ersten Arten der Eintagsfliege lebten bereits vor rund 500 Millionen Jahren.

Alles gelogen.

Die Eintagsfliege hat einen schlechten Ruf. Ihr Name wird sogar als Synonym für Ideen verwendet, denen man gemeinhin prophezeit, nach 24 Stunden schon wieder Geschichte zu sein. Dabei stimmt die Annahme gar nicht, das Zeitfenster ist falsch.

Auch wenn einige Arten nur wenige Tage oder Stunden als Fliege überleben, haben sie mitunter bereits drei Jahre als Larve im Wasser verbracht. Und überhaupt: Was heißt hier eigentlich DIE Eintagsfliege, wo es doch allein in Europa rund zwölf Arten von Eintagsfliegen gibt?

Wenn es ums Alter der Gattung geht, dann können wir Menschen nur den Hut ziehen vor den sogenannten Eintagsfliegen: Die ersten Arten ihrer Spezies hat man in Fossilien entdeckt, die bis in das Kambrium zurückreichen. Das ist rund 500 Millionen Jahre her. Ein Tag Lebensdauer hin oder her – dass ein kurzes Leben durchaus Perspektiven für die Arterhaltung bietet, ist damit ja wohl bewiesen. •



Foto © raresb - stock.adobe.com

Einblicke in die Denkmalpflege – wir räumen mit drei Irrtümern auf.

Denkmalschutz – ein viel diskutiertes Thema, das mehr oder weniger regelmäßig in den Medien präsent ist. Aber von Fall zu Fall schwanken die Haltungen der Akteure und auch die Beteiligung der Öffentlichkeit.

Der „Fall Notre-Dame“ zeigt par excellence, was ein Promi unter den Baudenkmalern im Stande ist zu leisten. Nachdem am Abend des 15. April das Dach des Denkmals lichterloh in Flammen stand, gingen die Bilder innerhalb kürzester Zeit um die ganze Welt. Es folgten eine sofortige Ankündigung des Wiederaufbaus, der Eingang unzähliger Spenden und ein Wikipedia-Eintrag zu den Geschehnissen. Und auch die Kritiker ließen natürlich nicht lange auf sich warten. Die erste Zwischenbilanz fällt deutlich aus: Es gibt viel Diskussionsbedarf, aber der Denkmalschutz ist eine Selbstverständlichkeit. Die Kathedrale ist für Viele etwas Besonderes. Sie repräsentiert die Stadt Paris,

vielleicht sogar ganz Frankreich. Sie hat verschiedenste Epochen überdauert und ist vermutlich auch deshalb von so großer Bedeutung. Dass das historische Bauwerk restauriert wird, steht außer Frage. Es geht lediglich um das „Wie“.

Aber so einfach und eindeutig ist es eben nicht immer. Das Themenfeld ist zum einen sehr unübersichtlich. Zum anderen ist die Bevölkerung nicht ausreichend informiert. So haben sich im Laufe der vergangenen Jahrzehnte Mythen und Irrtümer zum Thema Denkmalschutz von Gebäuden in den Köpfen vieler verfestigt, denen wir im Folgenden auf den Grund gehen möchten.



Der rekonstruierte Sektionssaal der ehemaligen Pathologie im Hamburger UKE bietet einen einmaligen Blick in unsere medizinische Vergangenheit.

Irrtum 1 Ein Gebäude wird erst mit der Unterschutzstellung zum Denkmal.

Steigen wir mit einem konkreten Beispiel ein. Besucht man heute das Medizinhistorische Museum im Fritz-Schumacher-Haus in Hamburg-Eppendorf fühlt man sich spätestens beim Betreten des größten Exponats in eine andere Zeit zurückversetzt: Der ehemalige Sektionssaal des Pathologischen Instituts kommt als authentischer Zeitzeuge für seine ursprüngliche Funktion daher. Schlichte Deckenleuchten, acht steinerne Sektions-tische, viel Tageslicht und sonst nichts als Stille. Da ist Kopfkino beim Besucher vorgeprogrammiert. Seit seiner Fertigstellung im Jahr 1926 wurden in diesem Saal bis zu seiner Schließung 2006 jährlich 1.800 Leichen seziiert – solche, deren Todesursache ergründet werden sollte, und solche, die in ärztlicher Behandlung starben und einer Qualitätssicherung unterzogen werden mussten.

Heute ist das Gebäude offiziell ein Denkmal. Dass dieses in der ursprünglichen Form erhalten beziehungsweise wieder hergestellt wurde, ist aber nicht der Leistung des Objektes, sondern des Engagements

von Professor Adolf-Friedrich Holstein, der zuletzt als Direktor des Instituts für Anatomie am UKE Hamburg tätig war, zu verdanken. Mit seiner Pensionierung startete er ein unnachahmliches Projekt: Die Restauration des Fritz-Schumacher- sowie auch des Erika-Hauses auf dem UKE-Gelände. Ihm war es ein Dorn im Auge, dass die Immobilien bedingt durch veränderte Nutzungen vielen Bausünden zum Opfer gefallen waren. So waren im Sektionssaal zum Beispiel die Ober- und Seitenlichter mit Holz und Dachpappe verschlossen. Zwischenwände, abgehängte Decken, ein neuer Bodenbelag über den Fliesen, eine zugemauerte Eingangstür – kaum noch etwas in den Räumlichkeiten befand sich in seinem Originalzustand. Trotz weniger Fotos aus den jungen Jahren des Gebäudes kämpfte er sich mit einem großen Kreis an Unterstützern und Förderern durch dieses Projekt und machte den Denkmalwert damit wieder sichtbar.

Wie aber hängt das nun mit dem genannten Irrtum zusammen? Darauf kann Niels Juister vom Niedersächsischen Landes-

amt für Denkmalpflege eine Antwort liefern: „Die Eintragung eines Gebäudes in das Denkmalverzeichnis des jeweiligen Landesamtes ist ein geregeltes Prozedere. Der Schutz eines Objektes ist jedoch unabhängig von seiner Eintragung gegeben. Denn die Denkmaleigenschaft ist kurzgefasst immer dann gegeben, wenn an der Erhaltung des Objektes ein öffentliches Interesse besteht. Und dieses besteht zum Beispiel dann, wenn das Objekt für die Geschichte des Menschen, für Städte und Siedlungen oder für die Entwicklung der Arbeits- und Produktionsverhältnisse bedeutend ist und wenn für die Erhaltung und Nutzung künstlerische, wissenschaftliche, geschichtliche oder städtebauliche Gründe vorliegen.“ Sprich: Die Tatsache, dass das Raumensemble des ehemaligen Pathologischen Instituts vom Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien im Jahr 2011 sogar als Denkmal von nationaler Bedeutung anerkannt wurde, sorgt zwar für den Schutz der Immobilie, macht diese aber nicht erst zum Denkmal. Dafür hat bereit Fritz Schumann bei der Erschaffung der Immobilie gesorgt. ▶

Foto: Jochen Koppelmeyer, Foto- und Grafikabteilung UKE



Der von LIST BiB Bielefeld sanierte und erweiterte REWE Markt ist in Teilen denkmalgeschützt.

Irrtum 2

Denkmäler dürfen nach Unterschutzstellung nicht mehr verändert werden.

Ziehen wir einen zweiten Experten zuzute: Hans-Jürgen Haake, Bauleiter bei unserem Spezialisten für das Bauen im Bestand LIST BiB Bielefeld. „Natürlich stellt der Denkmalstatus eine Herausforderung für Revitalisierungsarbeiten dar, macht eine Weiterentwicklung der Immobilie aber keinesfalls unmöglich. Zumal es im Sinne aller Beteiligten ist, dass eine langfristige Nutzung sichergestellt ist und ein Verfall damit vermieden wird“, erklärt der Instandhaltungsprofi. „Häufig stehen nicht die vollständigen Objekte, sondern nur einzelne Bestandteile unter Schutz. Und genau da beginnt der Spielraum. Es ist sehr gut möglich, um die geschützten Bestandteile ‚herumzubauen‘.“ Dabei führe aber kein Weg an einer engen Zusammenarbeit mit den zuständigen

Denkmalämtern vorbei. „Es ist ein Fehler, die Denkmalbehörde den teilweise vorherrschenden Klischees zufolge als Gegner zu verstehen. Wir arbeiten oft Hand in Hand. Und nur als Team schafft man es, gemeinsame Lösungen zu finden.“

Ein Beispiel für viel Spielraum im Rahmen des Denkmalschutzes stellt der von LIST BiB Bielefeld im thüringischen Ruhla umgebaute und erweiterte REWE Markt dar. Die Form des Baukörpers des Marktes ist und war während der Arbeiten denkmalgeschützt. Außerdem liegt das Objekt zwischen zwei weiteren historischen und denkmalgeschützten Gebäuden, deren Fassaden erhalten bleiben müssen. Deren Erdgeschoss seit dem Umbau aber mit von dem Lebensmittel-Vollsortimen-

ter genutzt werden. Bei den Arbeiten von LIST BiB Bielefeld blieb von dem Markt an sich kein Stein stehen. Das Gebäude wurde entsprechend der ehemaligen Form neu errichtet und an die angrenzenden Immobilien angeschlossen. „Maßnahmen wie diese erfordern viel Fingerspitzengefühl und Absprache, aber der Aufwand lohnt sich definitiv“, betont Hans-Jürgen Haake. „Und wenn man dann auf Herausforderungen wie eine zu tief liegende Marktsohle trifft, ist die eigene Flexibilität gefragt. Wir haben uns in diesem Fall für das Anheben der Sohle inklusive der Dächer um 1,35 Meter entschieden. So haben wir die ehemalige Verkaufsfläche sowie die Erdgeschosse der Nachbargebäude auf ein Niveau gebracht.“



Das Hauptpostamt in Marburg ist ein klassisches Symbol für den Brutalismus.

Irrtum 3

Je schöner und älter ein Objekt ist, desto „denkmalwerter“ ist es.

„So einfach ist das leider nicht“, widerspricht Denkmalpfleger Niels Juister. „Sowohl zeitlich wie auch vom Erscheinungsbild her ist der Denkmalbegriff nicht eingegrenzt. Alter und Schönheit sorgen maximal für die eindeutige Erkennbarkeit des Denkmalwertes, mehr aber auch nicht. Entscheiden wir über die Denkmalfähigkeit und -würdigkeit eines Objektes, geht es ausschließlich darum, ob das Gebäude eine geschichtliche, künstlerische, wissenschaftliche oder städtebauliche Bedeutung hat. Und an Beispielen für unbequeme oder auch junge Denkmäler mangelt es nicht.“

Zu den „unschönen“ und damit auch unbequemen denkmalgeschützten Gebäuden zählen beispielsweise Objekte aus der Zeit des NS-Regimes. Relikte aus dem Dritten Reich wie beispielsweise La-

gerbaracken erinnern an den dunklen Teil unserer Geschichte, sind aber wichtige, schützenswerte Zeitzeugen. „Unschön“ im Sinn der heutigen Auffassung von Ästhetik sind beispielsweise Objekte aus der Zeit des Brutalismus. Aus dem Architekturstil der Moderne, der ab 1950 seine Verbreitung fand, gingen wahre „Betonmonster“ hervor. So beispielsweise das Hauptpostamt in Marburg. „Immobilien wie diese sind eine in Beton gegossene Erinnerung an die Nachkriegszeit“, erklärt Niels Juister. „Sie stehen für soziale und auch politische Ideologien, die längst überholt sind, unsere Gesellschaft aber dennoch geprägt haben. Zudem sind sie Ausdruck einer bestimmten Architekturauffassung.“

Bleibe da noch die Sache mit dem Alter der Objekte: „Hier sieht sich der Denk-

malschutz immer wieder mit der Herausforderung konfrontiert, dass erst mit zeitlichem Abstand darüber geurteilt werden kann, was die historisch bedeutsamen Merkmale einer Epoche sind“, erläutert der Denkmalexperte. „In diesem Zusammenhang war und ist unter den Denkmalpflegern vor allem die Postmoderne ein Thema. Die Architektur der späten 1970er und 1980er Jahre ist noch jung, weist aber eigene Stilmerkmale auf. Historische Gestaltungsformen wurden unter Verwendung der Stilmittel Verfremdung und Übertreibung wieder aufgegriffen. Gerade aber vor dem Hintergrund der immer kürzer werdenden Lebenszyklen von Gebäuden müssen wir jetzt aufpassen, dass die entsprechenden Zeitzeugen nicht schon einer Abrissbirne zum Opfer fallen, während wir noch über die Merkmale diskutieren.“ ▶

Fotos Robert Wolf, Hydro



Niels Juister vom Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege.

Vor dem Gesetz ist jedes Denkmal gleich.

Gemeinsam mit seinen Kolleginnen und Kollegen vom Niedersächsischen Landesamt für Denkmalpflege entscheidet Niels Juister darüber, ob ausgewählte Objekte wie beispielsweise Gebäude als Denkmal gelistet werden oder nicht. Der Diplom-Ingenieur und Leiter des Regionalreferats Oldenburg gibt uns einen Einblick in die Prozesse hinter den Kulissen.

„Steht zur Diskussion, ob ein Gebäude denkmalwürdig ist, fahre ich raus und belege ich mich auf die Suche nach Stilmerkmalen bestimmter Epochen. Kann ich eine Empfehlung für oder gegen die Listung aussprechen, wenden wir bei uns am Regionalreferat in Oldenburg das Sechs-Augen-Prinzip an. Zu dritt besprechen wir das Für und das Wider und stimmen anschließend ab. Bei Einstimmigkeit ist die Entscheidung beschlossene Sache. Bei Uneinigkeit oder in der Region fehlenden Vergleichsobjekten gehen wir eine Instanz weiter: Das Gebäude wird im Qualitätszirkel Inventarisierung in Hannover, in dem unter anderem jedes Regionalreferat ein Mitglied stellt, vorgestellt

und beurteilt. Eine Mehrheitsentscheidung ist hier das Ziel. Grundsätzlich gilt in diesem Ablauf: In beiden Instanzen finden regelmäßig sehr angeregte Diskussionen statt. Das ist zwar anstrengend, schützt uns aber vor Leichtfertigkeit.

Die größte Herausforderung bei unserer Arbeit ist es, das Objekt völlig losgelöst von sämtlichen Rahmenbedingungen zu betrachten. Uns ist bei der Entscheidung bewusst, dass wir in das private Eigentumsrecht eingreifen, weil wir die Immobilie durch die Unterschutzstellung mit Rechten und Pflichten ‚beladen‘. Das Wissen darum darf uns aber nicht beeinflussen. Wir blenden die Besitzer, die Nutzung und sogar die Erhaltungsperspektive der Immobilie im Entscheidungsprozess aus. So stellen wir sicher, dass vor dem Gesetz jedes Denkmal gleich ist.

Damit ist unser Job aber noch lange nicht getan. Zum einen besteht unsere Arbeit zu einem Großteil aus Beratungsleistungen. Gerade in konjunkturell guten Zeiten wie diesen, in denen Immobilien

heiß begehrt, aber rar sind, interessieren sich auch zunehmend ‚Neulinge‘ für unter Denkmalschutz stehende Immobilien. Da wird die Instandhaltung schnell zum Gemeinschaftsprojekt von den Besitzern, den unteren Denkmalschutzbehörden und uns. Zum anderen stößt die Erhaltungspflicht auch an eine Grenze: Und zwar die der wirtschaftlichen Unzumutbarkeit. Findet sich kein Käufer für ein Objekt und sind die Instandhaltungskosten unverhältnismäßig hoch, kann der Besitzer die ‚wirtschaftliche Unzumutbarkeit‘ geltend machen. Das führt dazu, dass wir jedes Jahr leider auch eine geringe Anzahl von Abbrüchen genehmigen müssen.

So viel zum Vorgehen in Niedersachsen und an unserem Regionalreferat in Oldenburg. Und auch wenn in Sachen Denkmalschutz und Denkmalpflege die Kulturhoheit der Länder den rechtlichen Rahmen definiert, haben alle Bundesländer eines gemein: Die Listung von Denkmälern ist immer eine Einzelfallentscheidung.“



LIST
BiB

Hans-Jürgen Haake (links), Bauleiter bei LIST BiB Bielefeld.

Obacht bei der Instandhaltung!

Hans-Jürgen Haake ist Experte für die Instandhaltung und Sanierung von Immobilien bei LIST BiB Bielefeld, unserem haus-eigenen Spezialisten für Bauen im Bestand. Der Diplom-Bauingenieur gibt uns ein paar Tipps dazu, wie der Alterungsprozess von Gebäuden verlangsamt werden kann.

„Um eine Immobilie nach Fertigstellung in Schuss zu halten, bedarf es kontinuierlicher Kontrolle und Pflege. Am schnellsten schwächeln die Elemente, die der Witterung direkt ausgesetzt sind, wie Fassade und Dach. Besonders diese sollten regelmäßig überprüft werden – ich empfehle einmal im Jahr eine Wartung der Fassadenbereiche und zweimal jährlich eine Wartung der Dachflächen. Es ist wichtig, auf gefundene Schäden schnell zu reagieren, um Schlimmeres zu verhindern. Ein Beispiel: Bei der Fassadenbegehung fällt ein Riss im Beton auf. Der Schaden ist überschaubar, deshalb wird er erst einmal ignoriert. Ein fataler Fehler. Feuchtigkeit zieht ein, gefriert im Winter und erzeugt eine Sprengwirkung. Der Riss vergrößert sich, Feuchtigkeit folgt kapillarwirkend

nach. Diese wandert bis zur Bewehrung, die anfängt zu rosten. Wie es weitergeht, kann man sich denken. Mit einer regelmäßigen Wartung und Ausbesserung der Mängel verhindert man dies. Die anfallenden Reparaturmaßnahmen sollten fachmännisch ausgeführt werden – bei unserer täglichen Rückbauarbeit stoßen wir immer wieder auf Kuriositäten, die bei der Instandhaltung oder sogar schon beim Bau entstanden sind. Zum Beispiel eine Wand aus mehreren nicht zusammenpassenden Mauersteinen und sonstigen Baustoffen oder kreative Materialien, um Risse zu füllen. Der Fantasie sind hierbei, möchte ich sagen, keine Grenzen gesetzt.

Instandhaltung fängt aber nicht erst bei Kontrolle und Ausbesserungen an, sondern bereits bevor die Immobilie entsteht. Rissen oder anderen Schäden kann bei der Planung und Realisierung einer Immobilie vorgebeugt werden – den Anfang macht die Auswahl der Materialien: Je massiver diese sind, desto länger halten sie. Paradebeispiele hierfür sind Beton und Stahl. Beide Baustoffe haben unter anderem den

gleichen Ausdehnungskoeffizienten (Kennwert der Wärmeausdehnung eines Stoffes) und können somit sehr gut in Kombination als Stahlbeton für tragende Bauteile eingesetzt werden. Stahlbeton ist ein widerstandsfähiger Baustoff, der bei guter Wartung und Pflege bis zu 150 Jahre lang halten kann. Dabei ist Beton aber nicht gleich Beton. Es gibt mittlerweile hunderte von Rezepturen für die verschiedensten Anwendungsbereiche auf dem Markt. Deshalb muss man genauestens darauf achten, dass die Kombination aus Baustoffen zusammenpasst. Ist die optimale Zusammenstellung der Bausubstanzen ermittelt, folgt die Ausführung. Insbesondere die Dachabdichtung ist hier immer wieder eine Herausforderung. Meistert der Handwerker diese gemäß den Verarbeitungsrichtlinien, hält sie mit entsprechender Wartung und Pflege bis zu 30 Jahre.

Im Bauprozess ist es zudem sehr wichtig, alle Bauteile – besonders Fertigteile – auf Schäden zu kontrollieren, beispielsweise auf ‚Schwindrisse‘, Transportschäden oder Schäden durch falsches Handling.“ •

Fotos: J.Puppe, a1w/Isobott

Vom Mythos grauer Haare.

Irgendwann findet man das erste graue Haar auf seinem Kopf. Dann ein nächstes. Es gehört zu den natürlichen Prozessen unserer Welt, dass wir Menschen nach und nach „ergrauen“ – so zumindest die allgemeingültige Meinung. Nimmt man es aber genau, ist das nicht ganz korrekt.

Mit zunehmendem Alter verlangsamen die farbgebenden Zellen in unseren Haarwurzeln die Produktion des Farbpigments Melanin. So wachsen neue Haare nach, die pigmentlos, aber eben nicht grau sind. Erst die Mischung aus noch farbigem sowie dem pigmentlosen Haar lässt den optischen Eindruck einer grauen Haarpracht entstehen. •



Graue Haare sind modern und werden immer selbstbewusster getragen – so erhielt beispielsweise Birgitt Schrowange nach ihrem „GRAUting“ im Jahr 2017 viel Zuspruch.

Foto © deagrez - stockadobe.com

Im Wald ticken die Uhren anders.

Unterwegs mit einem Förster.

Fotos: clw/soeett

Zarte Pflänzchen wie diese sind das Ergebnis von 150 Jahren Arbeit. Kiefern haben über Jahrzehnte hinweg die Qualität des einst nährstoffarmen Sandbodens verbessert und somit ermöglicht, dass nun auch anspruchsvollere Bäume wie beispielsweise Eichen, Douglasien oder Roteichen gepflanzt werden können.



Förster Wilhelm Warning verbringt nicht nur seine Arbeitszeit, sondern auch einen Teil seiner Freizeit in den Wäldern unseres Landes.

Zwischen seinen Kiefern wirkt Wilhelm Warning klein. Dabei ist der Förster von stattlicher Statur. Die Bäume um ihn herum aber ragen 20 bis 25 Meter in die Höhe. Kerzengerade sind ihre braunen Stämme. Und, nun ja, etwas nackt sehen sie schon aus. Erst ganz oben wachsen einige Äste, an denen grüne Nadeln hängen.

Kiefern haben nicht den allerbesten Ruf. Ihre Wälder werden oft als eintönige Monokulturen bezeichnet. Oder, wie die Menschen in der Region um Warnings Forstrevier auf Plattdeutsch sagen: „Dat bint ja bloß Dannen.“ Frei übersetzt: Um die alten Tannen muss man nun wirklich kein Aufheben machen. Das sieht Förster Warning ganz anders.

„Die Kiefer ist ein toller Baum, eine wunderbare Holzart“, sagt der 64-Jährige mit ruhiger, etwas rauer Stimme. Dabei war es nicht seine Entscheidung, dass das etwa 1.800 Hektar große Forstgebiet ganz im Westen Niedersachsens überwiegend aus Kiefern besteht. Die Bäume standen hier schon lange, bevor er geboren wurde. Sogar lange bevor Warnings Eltern und Großeltern gelebt haben. Bis zu 150 Jahre sind sie alt. Damals gab es hier nur Heidelandschaften und Sanddünen. Nährstoffarme Sandböden, auf denen kaum etwas wuchs. Bis auf Kiefern. Mit viel Aufwand haben die Menschen im 19. Jahrhundert die sandigen Flächen aufgeforstet, um sich vor Sandverwehungen zu schützen. Und ebenso wie sie sich damals an die Gegebenheiten anpassen mussten, die Generationen vor ihnen geschaffen hatten, so ergeht es Warning heute.

Geduld und Ausdauer sind gefragt.

Der Förster kann zwar Holz einschlagen, Bäume anpflanzen, den Wald durch ständige Pflege verändern. Aber immer nur in kleinen Schritten. Und mit sehr viel Zeit und Geduld. In kaum einem anderen Beruf braucht der Mensch einen so langen Atem. Bei jeder Entscheidung, die Warning fällt, muss er schon Generationen weiterdenken. Die jungen Pflanzen, die er jetzt in die Erde setzt, brauchen Jahrzehnte, bis sie zu stattlichen Bäumen herangewachsen sind. Dann aber werden sie im besten Fall auch in 100 oder 300 Jahren dort noch stehen. Oder sogar noch länger.

„Wenn wir heute Wälder gründen, müssen wir sie mindestens für die nächsten 100 bis 200 Jahre zukunftssicher machen“, sagt Warning. Er hat schon viele Entwicklungen im Wald erlebt. Seit fast 40 Jahren arbeitet der gebürtige Westfale in dem Beruf. Doch für den Förster wird der Weitblick immer schwieriger. Die Folgen der Klimaerwärmung sind auch in seinem Revier deutlich zu spüren. Die Veränderungen in den vergangenen Jahren seien immens gewesen, sagt er. „Wir können gar nicht mehr abschätzen, wo es hingehet.“

„Alle Wälder haben seit dem trockenen Sommer 2018 ein enormes Wasserdefizit. Für viele Förster baut sich derzeit eine Katastrophe auf. Stürme, Trockenheit und dann auch noch Probleme wie der Borkenkäfer“, sagt Rainer Städing. Er ist auch ausgebildeter Förster und als Sprecher der Niedersächsischen Landesforsten zuständig für das Forstamt Ankum, das im südlichen Weser-Ems-Bereich insgesamt 12.000 Hektar Wald bewirtschaftet und zu dem auch Warnings Försterei gehört.

Durchmischung sorgt für Stabilität.

Städing ist zu Besuch im Forsthaus, das am Rand von Lingen steht, einer Kleinstadt im Emsland. Direkt vor der Tür beginnt der Wald. Die beiden Männer laden ein zu einem Gang durch den Forst, um seine Besonderheiten zu zeigen, aber auch die Herausforderungen, denen Förster heute gegenüberstehen. Sie laufen einen breiten Waldweg entlang. Linkerhand wächst undurchdringliches Gestrüpp zwischen den hohen Kiefern, rechterhand sieht es deutlich kahler aus. Man kann zwischen den Bäumen weit hindurchblicken und die hügelige Landschaft erkennen, Überbleibsel der einstigen Wanderdünen. Die Förster verlassen den Weg nach rechts, stapfen über Gräser, zwischen kleinen Sträuchern und hohen Kiefern hindurch. Vor zwei Jahren hat Warning in diesem Gebiet aufgeräumt. „Kein Kahlschlag“, wie er betont. Für manchen Spaziergänger sieht

es allerdings wohl danach aus, wenn ein Harvester durch den Wald gefahren ist, viele Bäume abgesägt und anschließend eine Raupe mit einem Pflug einen fast meterbreiten Pflanzstreifen gezogen hat. „Wir müssen ja erst einmal Platz schaffen, damit wir neu darunter pflanzen können“, erklärt Warning.

Plötzlich bleibt er stehen und beugt sich zu einer kleinen Buche hinunter. Von einem richtigen Baum kann man noch nicht sprechen. Eher von einem zarten Pflänzchen mit wenigen Blättern. Warning hat sie vor zwei Jahren pflanzen lassen. Er verjüngt so den Wald. Das ist eine seiner Aufgaben als Förster und bedeutet in diesem Gebiet, dass er Buchen und Douglasien zwischen die Kiefern setzt. Denn in den vergangenen 150 Jahren haben die Kiefern schon die Qualität des einst armen Sandbodens verbessert. „Er ist nährstoffreicher geworden, so dass wir nun auch anspruchsvollere Bäume wie Buchen, Douglasien oder Roteichen pflanzen können“, sagt Warning. „Aber ich kann nicht einfach sagen, Eichen finde ich klasse, die pflanze ich an.“ Er muss sich dem Boden und dem Klima anpassen. Gleichzeitig sollen Nadel- und Laubhölzer gemischt werden. Ebenso junge und alte Bäume. Je mehr Mischung, desto stabiler ist der Wald, wenn ihn Käfer, Stürme oder Trockenheit bedrohen. „Oft sieht man erst Jahre später, ob das gut geworden ist, was man gemacht hat.“

Wenn es nicht bald regnet, wenn der Sommer nicht kühl und feucht wird, dann befürchten die Förster schlimme Folgen für den Wald. Warning zeigt auf die kleine Buche. Am Rand sind die Blätter braun und trocken. „Die braucht Wasser. Hier unten ist noch etwas grün. Sie könnte es noch schaffen.“ Ohne Regen wird sie diesen Sommer nicht überleben, und so wie dieser Pflanze ergeht es vielen in seinem Revier. Es ist nicht nur die Trockenheit. Mit der Erderwärmung wächst auch die Gefahr, dass schädliche Insekten und Baumkrankheiten sich stärker ausbreiten und die ohnehin schon angegriffenen Bäume weiter schwächen. ▶

Auch Förster müssen wirtschaftlich denken.

Warning wirkt, als könne ihn nichts so leicht aus der Ruhe bringen. Doch wenn er anfängt, von den Käfern zu sprechen, von denen immer mehr durch seinen Wald krabbeln, dann klingt auch der erfahrene Förster ziemlich ratlos. Der Borkenkäfer hat sich im vergangenen Jahr explosionsartig vermehrt. Auch der große braune Rüsselkäfer knabbert vermehrt an der Rinde der jungen Bäume. Das hat der Käfer zwar auch in den vergangenen Jahrzehnten schon gemacht, aber nicht in dem Ausmaß. Immer häufiger sterben so die jungen Bäume ab. Und dann ist da noch die Lärchenminiermotte. Sie frisst die Nadeln an, so dass sich in einigen Gebieten bereits ganze Lärchenbestände braun verfärbt haben. „Das habe ich so noch nie erlebt“, sagt Warning.

Wälder sind komplexe Ökosysteme. Für viele Städter sind sie Sinnbild urwüchsiger Natur und sollen gleichzeitig der Naherholung dienen. Die Forstwirte müssen allerdings ökologische mit wirtschaftlichen Zielen vereinbaren. Die Wälder sollen Holz liefern, der Umsatz muss stimmen. „Wir müssen eine schwarze Null schreiben“, sagt Städing. Und während die Aufgaben

für die Förster steigen, seien in den vergangenen Jahren immer mehr Stellen abgebaut worden. „Personell sind wir so eng besetzt, dass der Normalbetrieb gerade eben noch zu schaffen ist,“ sagt Städing. In den nächsten Jahren gehen zudem viele Förster in Rente. Schon jetzt sei es in manchen Revieren schwierig, den Posten neu zu besetzen.

Nicht wie immer und trotzdem besser.

Dann führt Warning einen Kilometer weiter nach Osten in einen anderen Waldabschnitt. Auch dort hat er den Wald bereits verjüngt. Allerdings wurden die jungen Roteichen nicht mit der Hand in die Erde gesetzt, wie sonst üblich, sondern mit einem Bagger. Anfangs war der Förster skeptisch, ob die Pflanzung mit Maschinen richtig ist. Doch mittlerweile ist er begeistert. Es kostet zwar mehr Geld, aber die Roteichen waren bei der Pflanzung viel größer, und konnten viel tiefer in die Erde gesetzt werden. Dadurch sind sie nicht so anfällig für Trockenheit, Wildverbiss und konkurrierende Pflanzen und haben höhere Überlebenschancen.

Die Arbeit des Försters ist ein ständiges Weiterentwickeln und Ausprobieren. Alle

zehn Jahre wird im Wald Inventur gemacht. Was steht im Wald? Wie soll der Wald sich in Zukunft entwickeln, für kommende Generationen? Und was muss dafür konkret in den nächsten zehn Jahren geschehen. Aus diesen Daten, Prognosen und Zielen wird eine Art Masterplan entwickelt. Der setzt die Aufgaben fest, die der Förster innerhalb der nächsten zehn Jahre in seinem Revier umsetzen muss.

Die bürokratischen Anforderungen seien in den vergangenen vier Jahrzehnten stark gestiegen, sagt Warning. Trotzdem hat er es nie bereut, Förster geworden zu sein. „Ich möchte mit niemandem tauschen. Ich bin eigentlich jeden Tag im Wald“, sagt er. Und in den Ferien, macht ein Förster Urlaub fern des Waldes? „Nein“, sagt Warning. „Schwarzwald, Bayerischer Wald, Fichtelgebirge.“ Zwei Kriterien sind dabei entscheidend für ihn: Wald und die Nähe einer Eissporthalle. Denn wenn der Förster nicht durch den Forst streift, hält er sich am liebsten in Eissporthallen auf, feuert den Eishockey Club Nordhorn oder den EV Landshut an. Deren Spiele will er nach seiner Zeit als Förster noch öfter anschauen. Nicht einmal zwei Jahre bleiben ihm noch, bevor er in Rente geht. Das ist keine lange Zeitspanne, wenn man in Wald-Generationen denkt. •

Oben rechts

Dafür dass dieser Wald bei Lingen etwas kahl wirkt, gibt es eine sinnvolle Begründung: Es wurde Platz geschaffen für neue Bäume.

Oben links

Der Blick in den blauen Himmel zeigt, wie für den gepflanzten Nachwuchs „aufgelichtet“ wurde.

Unten

Die Trockenheit und die Erdenwärmung machen auch dem Wald zu schaffen – **Wilhelm Warning** (links) und **Rainer Städing** (rechts) entdecken bereits die ersten braunen Blätter.



Fakten über den Wald in Deutschland

Vier Baumarten prägen den Wald in Deutschland

- Fichte** 2,8 Millionen Hektar (25 Prozent der Waldfläche), ihr Anteil ist rückläufig
- Kiefer** 2,4 Millionen Hektar (22 Prozent)
- Buche** 1,7 Millionen Hektar (15 Prozent)
- Eiche** 1,1 Millionen Hektar (10 Prozent)

Dabei ist in den vergangenen Jahren der Anteil an Nadelbäumen zurückgegangen und der Anteil an Laubbäumen hat zugenommen.

11,4

Millionen Hektar umfasst der Wald in Deutschland. Das sind 32 Prozent der Landfläche.



Bedeutung

Wichtiger Kohlenstoffspeicher: Im Holz der Waldbäume und in den Waldböden sind aktuell rund 2,5 Milliarden Tonnen Kohlenstoff gebunden. Zusätzlich entzieht der Wald der Atmosphäre durch das Wachstum der Bäume Kohlenstoffdioxid. Nach Abzug des geernteten Holzes verbleiben im Wald jährlich rund 58 Millionen Tonnen Kohlenstoffdioxid.

Waldbesitzer

Knapp die Hälfte des Waldes in Deutschland ist in privater Hand: 48 Prozent. 29 Prozent sind Staatswald der Länder. 19 Prozent sind Körperschaftswald und 4 Prozent Bundeswald.



Perfectly imperfect.

Eine Begegnung mit Wabi-sabi und den Spuren der Zeit.



Handgemachte Objekte mit Ecken und Kanten stehen bei dem japanischen Lebenskonzept im Fokus.

Letztens im Restaurant. Ein Pärchen bekommt zwei köstliche Pasta-Gerichte serviert. Wer jetzt denkt, dass die beiden sich einen „Guten Appetit“ wünschen und direkt zum Besteck greifen, der irrt. Denn erst muss ein Foto für Instagram her. Ein Schnappschuss? Von wegen! Das Weinglas wird in den Anschnitt gestellt, die Servietten zurechtgerückt und Löffel und Gabel ganz penibel im richtigen Winkel zum Teller drapiert. Das sollte es jetzt aber gewesen sein. Nicht ganz: Erst muss noch der richtige Filter her! Fertig. Fast. Noch ein bisschen an der Helligkeit gedreht, die Sättigung hochgeschraubt und ein paar Highlights gesetzt. Und dann ist es da: das PERFEKTE Bild. Kaum zu glauben, aber das waren sage und schreibe zwölf Minuten für einen vermeintlich ganz natürlichen Schnappschuss. Das Essen? Mittlerweile kalt ...

Ist es das, was wirklich zählt? Erst recht in Zeiten von Instagram, Youtube und Co. steht vor allem eines im Vordergrund: Perfektion und Vollkommenheit – und zwar in jeglichen Lebensbereichen. Da bleibt kein Platz für Ecken und Kanten. Oder doch? Zeit für einen Perspektivwechsel: Denn Wabi-sabi dreht den Spieß einfach um und zelebriert das Unperfekte. ▶

Foto ©kenzo - stock.adobe.com

WABI-SABI Japanese
(n.) a concept, an aesthetic, and a worldview that focuses on finding beauty within the imperfections of life and accepting peacefully the cycle of growth and decay.

WABI WAS?

Wabi-sabi ist ein Wahrnehmungs- und Lebenskonzept aus Japan, in dem Perfektionismus eben keinerlei Rolle spielt. „Wabi“ bedeutete ursprünglich so viel wie sich traurig, verlassen, verloren und elendig fühlen. „Sabi“ steht für Alter, Vergänglichkeit, Patina oder Reife. Und erst zusammen bilden sie das Schönheitsideal, bei dem Liebe und Wertschätzung im Unvollkommenen verborgen liegen. Wabi-sabi ist eine Art Rückbesinnung, eine geistige Einstellung, die ihren Ursprung im Zen-Buddhismus hat. Den Begriff selbst brachte im 16. Jahrhundert erstmalig der japanische Teemeister und Zen-Mönch Sen no Rikyū hervor.

Diese Form vom japanischen Purismus geht aber noch einen Schritt weiter. So steckt die Schönheit bei Wabi-sabi nicht nur im Unperfekten. Vielmehr noch sind es die Spuren der Zeit, die Gegenstände, unser Umfeld und uns formen und zu etwas Besonderem machen. Vermeintliche Macken oder Gebrauchsspuren – schlicht und einfach das Alter – schaffen Authentizität und Strahlkraft.



Oben links

Die raue und unverputzte Ziegelwand verleiht dem Raum einen ganz besonderen Charme.

Oben rechts

Bei der uralten Reparaturkunst Kintsugi werden Scherben wieder in ihre Ursprungsform zusammengefügt. Risse werden zum wichtigen Teil des Objekts.

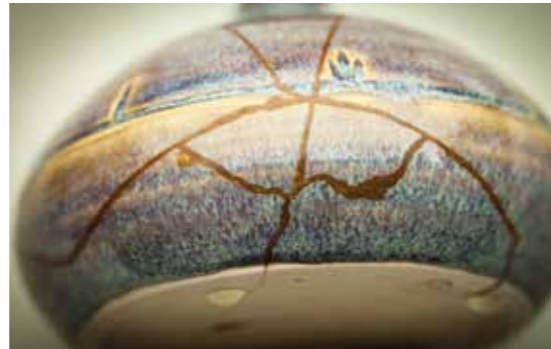
Unten

Wabi-sabi setzt auf sanfte Farbtöne und natürliche Materialien.



DAS WABI-SABI-PRINZIP.

Wer sich dieser Philosophie hingibt, folgt einer ganz besonderen Sichtweise auf die Dinge und sich selbst. Die Grundsätze von Wabi-sabi lassen sich dabei auf verschiedenste Bereiche übertragen: Es entsteht eine Kultur, die Einfachheit und Natürlichkeit im Leben zu schätzen weiß. Eine, die sich am unbelasteten Leben erfreut und vom Streben nach Erfolg ablässt. Kunst, die Symmetrie den Rücken kehrt und Mangel bewusst in den Vordergrund stellt. Mit der aufwändigen, traditionell japanischen Methode Kintsugi werden beispielsweise ganz neue Kunstwerke aus zerbrochener Keramik hervorgebracht. Und bei uns hat sich das Wabi-sabi-Prinzip auch längst im Bereich Wohnen verbreitet. Das spezielle Ästhetikkonzept verleiht der Einrichtung einen ganz puristischen Ausdruck. Die Prinzipien, die dahinter stecken, sind so einfach und klar wie Wabi-sabi selbst:



MACH DICH FREI!

Bei Wabi-sabi konzentriert man sich auf das Wesentliche und macht sich unabhängig von jeglichem Besitz. Bei der Einrichtung geht es also darum, Platz zu schaffen, sich von überflüssigem Ballast zu befreien und von übermäßigem Konsumverhalten abzulassen. Das bedeutet, dass nur Gegenstände, die regelmäßig genutzt werden und funktional sind, in den eigenen vier Wänden Platz finden. Die optische Leere, die entsteht, gleicht einem Befreiungsschlag. Neuanschaffungen sind nach Wabi-sabi weiterhin erlaubt, aber nur solange sie auch wirklich gebraucht werden und nicht als Staubfänger enden.

ZURÜCK ZUR NATUR!

Verzierungen, Prunk und Protz gehören nicht zum japanisches Konzept. Im Gegenteil: Es besticht durch seine Bescheidenheit und der besonderen Verbundenheit zur Natur. Steingut, Keramik, Leder, Holz und Beton – Materialien, die durch Witterung und Abnutzung ihre Vergänglichkeit zum Ausdruck bringen, dominieren den Einrichtungsstil nach Wabi-sabi. In Kombination mit Naturfasern wie Wolle, Baumwolle, Leinen und Jute wird ein natürliches Gleichgewicht geschaffen. Ruhe und Harmonie erzeugen darüber hinaus Farbtöne wie Naturweiß, sanfte Cremefarben, ein zartes Grau, gedeckte Erd- sowie Grüntöne, blaues Blau und Rosé gepaart mit dezenten Mustern.

ALTGEDIENT HEISST NICHT AUSGEDIENT!

Einen besonderen Charme und Ausdrucksstärke versprühen Wabi-sabi-Objekte in der Einrichtung: Altes, Liebgewonnenes und vor allem Handgemachtes. Die sogenannten Lieblingsstücke sind ein Muss. Trotz ihres großen emotionalen Eigenwerts kommen sie oft einfach und bescheiden daher, können grob und roh erscheinen und wirken eher nebensächlich. Objekte wie diese mit ihren Kerben, Kratzern, Dellen, Verfärbungen und Flecken gehören durch ihre besondere Vertrautheit im Wabi-sabi-Kosmos wertgeschätzt und keinesfalls aussortiert. Erst recht nicht für Neues.

PURISMUS ANSTATT MATERIALISMUS.

Rauer Sichtbeton anstatt fein verputzter Wände. Emotionale Wertgegenstände anstatt dekorativem Schnickschnack. Wenn man sich den Wabi-sabi-Style so anschaut, dann ist er definitiv anders. Irgendwie harmonisch. Und im Gesamtbild doch schon wieder perfekt... Aber es ist eben die ganz besondere Sichtweise auf die Dinge, die die verborgene Schönheit an die Oberfläche bringt und die japanische Philosophie ausmacht. Mehr Schein als Sein? Nicht mit Wabi-sabi. Dort ist man sich dem Alter und der Vergänglichkeit bewusst. Und dem Wert von Ecken und Kanten.

Stellen wir uns die gleiche Frage wie am Anfang: Ist es also das, was wirklich zählt? Ist Wabi-sabi die Antwort? Sind wir ehrlich, in manchen Momenten möchte man eben doch perfekt sein. Und es dem Pärchen vom Anfang vielleicht auch gleich tun. Die Wahrheit liegt wahrscheinlich irgendwo zwischen beiden Extremen. •

Fotos Katarzyna Bialasiewicz Photographee.eu, @photoBeard - stock.adobe.com, @Photographiee.eu - stock.adobe.com

Kann man so oder so sehen.

Egal, was wir betrachten, wir betrachten es immer mit unserer eigenen individuellen Brille aus gesammelten Erfahrungen und Vorprägungen. Aber entscheidet auch unser Alter, was wir sehen?

Im vergangenen Jahr veröffentlichten Psychologen der australischen Flinders University und der University of South Australia eine spannende Studie: 383 Probanden wurde diese Zeichnung „Meine Frau und meine Schwiegermutter“ für eine halbe Sekunde gezeigt. Anschließend wurde abgefragt, welches Geschlecht und Alter die dargestellte Person hat. Im Durchschnitt schätzten die Befragten die Frau auf 36,7 Jahre. Ein Wert, mit dem die Forscher allerdings noch nicht viel anfangen konnten. Deshalb stürzten sie sich auf die jüngsten sowie die ältesten zehn Prozent der Teilnehmer.

Und der Blick auf den direkten Vergleich zahlte sich aus: Während die Jüngeren die Dame im Schnitt auf 33,85 Jahre schätzten, stuften die Älteren sie durchschnittlich auf 45,91 Jahre ein. Ein Unterschied von rund zwölf Jahren. Und den Forschern zufolge der Beweis dafür, dass unser Alter uns bei der Wahrnehmung von Gesichtern beeinflusst. Die jeweiligen Altersgruppen würden eher dazu neigen, Gesichter von Altersgenossen aufzunehmen. Der Hintergrund dafür sei folgender: Gesichter aus einer sozialen Gruppe, zum Beispiel gleichaltriger Personen, werden eingehender und ganzheitlich verarbeitet.

Also: Das Bild vereint zwei Personen. Haben Sie auf Anhieb die junge oder die alte Frau gesehen? Und entspricht das Ergebnis tatsächlich ihrer Altersgruppe? •



Foto: William Ely Hill

Diese populärste Abbildung der berühmten Kippfigur „My Wife and My Mother-in-Law“ erschien 1915 im US-amerikanischen Satiremagazin Puck.

10

FAKTEN



Spezialfall Pflegeimmobilie – Aber was macht dieses Produkt so besonders?

Unsere Lebenserwartung steigt und steigt und steigt. So veröffentlichte beispielsweise das Max-Planck-Institut noch vor wenigen Wochen eine Studie, die besagt, dass jedes dritte im Jahr 2019 geborene Mädchen bereits eine Lebenserwartung von hundert Jahren hat. Diese Entwicklung hat zur Folge, dass der Bedarf an Pflegeimmobilien ebenfalls ansteigt – ein sehr spezielles Produkt, mit dem man sich auskennen muss.

Von der Lokalität bis hin zur mangelnden Bauaktivität gibt es verschiedenste Themen, die die Branche auf Trapp halten und ein entsprechendes Know-how erfordern. Um diesen Faktoren auf die Spur zu kommen, haben wir das Gespräch mit einem Experten gesucht: Ian Biglands, Chief Real Estate Office von Orpea Deutschland. Er ist vor einem Jahr aus der Hotellerie zu dem französischen Pflegeheimbetreiber gewechselt und verantwortet dort seitdem die Entwicklung und den Bau unternehmenseigener Projekte. Gemeinsam mit ihm haben wir den Spezialfall Pflegeimmobilie einem Check unterzogen und zehn Faktoren einmal genauer unter die Lupe genommen. ▶

„Wir bewegen uns in einem Markt, der gerade erst professionalisiert wird.“

1. Lokal bleibt lokal

In den vergangenen Jahrzehnten haben sich in der Hotelbranche bundes- oder sogar weltweit agierende Ketten große Marktanteile gesichert. Die Pflegebranche hingegen bewegt sich kaum bis gar nicht in diese Richtung. Und so ordnet auch Orpea die aufgekauften Heime wie zum Beispiel „Haus Edelberg“ in Karlsruhe oder „Hildegard von Bingen“ in Montabaur nicht ihrer eigenen Marke unter. Und das mit Recht – betont selbst Ian Biglands, der viele Jahre für B&B HOTELS sowie Premier Inn und damit für stark expandierende Hotelketten tätig war. „Man bucht sich nicht für das eine Wochenende das eine Pflegeheim und für das nächste ein anderes. So läuft es in der Hotellerie, aber nicht bei uns in der Pflegebranche“, geht Biglands auf den Vergleich ein. „Die Menschen müssen sich in der Regel nur genau einmal für den Rest ihrer Lebenszeit für ein Pflegeheim entscheiden. Das macht man dann, wenn es so weit ist. Somit ist es für uns und andere Pflegeheimbetreiber – im Gegensatz zu den Hotelbetreibern – nicht so wichtig, sich über Jahre hinweg eine starke Marke zu erarbeiten. Bei uns geht es im Entscheidungsprozess für oder gegen unser Heim um andere Faktoren.“ Hier fallen zum Beispiel die individuelle Lage, die Leistungen oder auch der erste Eindruck vor Ort viel stärker ins Gewicht.

2. Regulierungen sind unterschiedlich

„Die größte Herausforderung ist, dass die Regulierung Ländersache ist und die Hürden sich damit von Bundesland zu Bundesland stark unterscheiden“, gibt Biglands einen Einblick. Während in Berlin Häuser mit 150 bis 200 Pflegeplätzen grundsätzlich kein Problem sind, erlaubt der Gesetzgeber in Baden-Württemberg lediglich 100 Plätze, die jeweils in 15er-Wohngruppen zugeteilt sein müssen. Und in Nordrhein-Westfalen sieht die Pflegewelt noch wieder ganz anders aus: Hier gibt jeweils eine individuelle Bedarfsanalyse den Ausschlag für die Machbarkeit. Orpea und viele andere Betreiber reagieren darauf mit einer Teil-Systembauweise erklärt Biglands: „Wir müssen stets so flexibel sein, dass wir uns an die individuellen Möglichkeiten anpassen können und trotzdem mit der Planung nicht immer wieder bei Null starten müssen. Im Idealfall greifen wir deshalb auf unsere Standard-Immobilienbestandteile zurück und variieren ‚nur‘ die Zusammensetzung.“

3. Konjunktur(un)abhängig

Auch wenn noch einmal eine Immobilienblase platzen sollte, sind Pflegeheime diesbezüglich auf der sicheren Seite. Ausschlaggebend ist die Demographie und die spielt Investoren und Betreibern, wie wir wissen, in die Hände: Die Kundengruppe – wenn man die alternde Bevölkerung denn so nennen darf – wird verlässlich größer. Im Gegensatz zu allen anderen Immobiliensparten weiß man, dass man sich auf die statistischen Erhebungen für die Zukunft verlassen kann. Wenn, dann werden sie wohl eher über als untertroffen.

4. Lage, Lage, Lage

„Die Grundstücksfindung ist nicht die erste Herausforderung, die man auf dem Schirm hat, aber eine sehr entscheidende“, erläutert Ian Biglands. „Unsere Bewohner legen nachvollziehbarer Weise sehr großen Wert auf eine gute Anbindung. Kurze Wege und eine hohe Zentralität werten ihre Lebensqualität deutlich auf.“ Grundstücke, die diesen Anforderungen gerecht werden, sind zum einen rar und zum anderen leider auch heiß begehrt. Der größte Konkurrent: der Wohnungsbau. Und da genau dieser im Gegensatz zur Pflegeimmobilie in der Regel dem vorhandenen Planungsrecht entspricht, ziehen Biglands und seine Mitstreiter oft den Kürzeren.

5. Herausforderung „Sonderbau“

Ist ein Grundstück gefunden, dauert es noch eine ganze Weile, bis die ersten Bewohner einziehen können, weiß Ian Biglands. „Sehr häufig befinden sich unsere Grundstücke im sogenannten Innenbereich und unterliegen dem Paragraphen 34 des Baugesetzbuches. In diesen 34er-Gebieten können Pflegeimmobilien in den allermeisten Fällen nicht ohne erneute Baurechtschaffung realisiert werden, da es sich um Sonderbauten handelt. Das wiederum schlägt sich auf unsere Planungs- und Bauzeit nieder.“ Die Zahlen sprechen für sich: Laut Biglands gehen bei Orpea von der ersten Idee bis zur Eröffnung zwischen 36 und 48 Monaten ins Land – geht man von einer Standardbauzeit von gut einem Jahr aus. Das ist er aus der Hotelbranche ganz anders gewohnt.

6. Ein Markt mit Kinderkrankheiten

„Wir bewegen uns in einem Markt, der gerade erst professionalisiert wird. Noch haben wir mit vielen Kinderkrankheiten zu kämpfen“, gibt Biglands offen zu. „Der Bedarf übersteigt das Angebot deutlich, sodass vielerorts der Wettbewerb und der Konkurrenzdruck fehlen. Schwächere Heime, die sich irgendwo zwischen Krankenhaus und Jugendherberge befinden, haben es nicht nötig, nachzubessern. Da kann ich unseren teilweise schlechten Ruf in der Öffentlichkeit schon nachvollziehen. Denn der soziale Bedarf, den wir bedienen, ist besonders sensibel zu behandeln.“ Für private Betreiber wie beispielsweise Orpea ist es vor diesem Hintergrund vor allem schwierig, die öffentliche Hand von einem neuen Projekt in der jeweiligen Kommune zu überzeugen. Öffentliche Träger haben es bislang noch deutlich leichter. Gefragt ist also ein gutes Marketing. Ian Biglands und seine Kollegen sind deshalb häufig in Gemeinderatssitzungen und beteiligen sich an den Diskussionen und Gesprächen. So versuchen sie, den Entscheidern so viel Einblick wie möglich in ihre Unternehmung und ihre Philosophie zu geben.

7. Der Traum aller Anleger?

Der gesamte Immobilienmarkt erlebt eine Hochkonjunktur, die die Marktteilnehmer in dieser Form noch nicht erlebt haben. Das ist auf der einen Seite hervorragend, drückt auf der anderen Seite

aber auch auf die Renditen – vor allem innerhalb der klassischen Anlage-Sektoren und in A- oder B-Städten. So hat es die Pflegeimmobilie aus der Nische geschafft. Investoren diversifizieren ihre Portfolios und freuen sich über verhältnismäßig hohe Renditen bei Pflegeimmobilien von stabilen fünf Prozent und mehr. Ian Biglands warnt aber vor „blinden Investments“: „Anleger sollten sich nicht von der genannten Konjunkturabhängigkeit und der Konzentration auf die Ballungszentren sowie dem damit scheinbar sicheren Investment blenden lassen. Die nach wie vor vorhandene Intransparenz unseres Marktes sowie die starke Untergliederung der Immobiliertypen erfordern einen aufwendigen Bewertungsprozess. Die Qualität des Betreibers und der Immobilie müssen sehr individuell hinterfragt werden. Aber ich bin davon überzeugt, dass es sich lohnt, in diesem Bereich Know-how aufzubauen.“

8. Heterogener als man denkt

Spricht man von Pflegebedürftigen, denkt man als Erstes an Rentner. Und tatsächlich: Sie machen einen Großteil der Bewohner von Pflegeeinrichtungen aus. Dennoch ist die Gruppe alles andere als homogen. „Wir bieten die unterschiedlichsten Plätze an“, erklärt Biglands. „Von der vollstationären Dauerpflege über Kurzzeit- und Verhinderungs- sowie Tagespflege bis hin zu ambulanter Betreuung ist bei uns alles dabei. Wir stellen ein Zuhause für Demenzerkrankte und bieten eine palliative Versorgung an – um nur einmal einen Ausschnitt zu zeigen. Das erhöht die Komplexität des Produktes und zudem natürlich auch den Schwierigkeitsgrad für die Pfleger, denen – das muss ich unbedingt loswerden – mein vollster Respekt gilt. Ich wäre nicht im Stande, ihren Job auszuführen.“

9. Kein Konzept gleicht dem anderen

„Die gesetzlichen Vorgaben geben ein enges Korsett vor. Diesen Vorgaben müssen wir folgen“, erklärt Biglands. „Wir bewegen uns innerhalb dieses Rahmens und machen, was gebraucht wird. Schließlich müssen wir auch die Wirtschaftlichkeit eines Projektes sicherstellen.“ Alles beginnt mit einer Standortanalyse. Unter anderem Faktoren wie die Konkurrenz in unmittelbarer Umgebung oder auch die Bevölkerungsprognose geben Aufschluss darüber, welcher Bedarf besteht. Schritt für Schritt nähern sich Pflegeheimbetreiber so einem individuellen Mix aus verschiedenen Raumgrößen und -qualitäten an.

10. Bau ist einer der entscheidenden Faktoren

Im Frühjahrsgutachten Immobilienwirtschaft 2019 wurde erstmals ein eigener Abschnitt den Pflegeimmobilien in Deutschland gewidmet. Eine der relevanten Aussagen der Autoren: Während im Zeitraum von 2011 bis 2017 die Zahl der Pflegebedürftigen jährlich um sechs Prozent angestiegen ist, konnten die vollstationären Dauerpflegeplätze nur einen Zuwachs von einem Prozent pro Jahr verzeichnen. „Das zeigt das Dilemma“, so Biglands. „Neben dem Fachkräftemangel werden die mangelnden Bauaktivitäten auch zu einem immer größeren Problem. Die Schere von Bedarf und Angebot geht immer weiter auseinander. Eine Herausforderung, der Politik und Wirtschaft gemeinsam begegnen sollten. Nur zusammen können wir diesen Kraftakt meistern.“ •



Zur Person

Ian Biglands ist gelernter Bauingenieur und war den Großteil seiner beruflichen Laufbahn im Hotelsegment tätig. Den längsten Zeitraum verbrachte er davon als Director Development bei B&B HOTELS. 2015 erfolgte der Wechsel zu Premier Inn. Im vergangenen Jahr war dann aber Schluss mit den Hotels. Er suchte eine neue Herausforderung und wechselte zu einem französischen Pflegeheimbetreiber: Seit dem 1. November ist der gebürtige Brit Chief Real Estate Officer (CREO) bei Orpea Deutschland. Dort ist er für die Entwicklung und den Bau neuer Standorte in Deutschland und somit für den Ausbau des unternehmenseigenen Netzwerks verantwortlich.

Wir kennen Ian Biglands aus seiner langjährigen Zusammenarbeit mit LIST Bau Rhein-Main. Gemeinsam mit ihm hat unser Generalunternehmen eine Vielzahl von B&B Hotels errichtet. Zurzeit prüfen beide Seiten, ob auch in der neuen Konstellation eine Zusammenarbeit infrage kommt.

Zum Unternehmen

Orpea Deutschland ist eine Tochter der französischen Orpea Gruppe, einem Spezialisten für Seniorenpflege. Die Gruppe betreibt rund 850 Pflege- und Gesundheitseinrichtungen mit etwas mehr als 86.000 Betten in zwölf Ländern.

Orpea Deutschland ist durch die Übernahme der Silver Care Gruppe im Jahr 2016 entstanden. Zusätzlich wurde mit den Celenus-Kliniken einer der größten Privatanbieter von Gesundheitsdienstleistungen in Deutschland übernommen. Nach dem Markteintritt durch M&A sieht die Strategie des Unternehmens seit vergangem Jahr die Entwicklung und den Bau neuer Projekte im eigenen Haus vor.





Bei durchschnittlich minus zehn Grad verbrachte **Ötzi** rund 5.300 Jahre in seinem Tiefkühlsarg. Diese naturalistische Rekonstruktion von ihm ist heute eine der Hauptattraktionen im Südtiroler Archäologiemuseum in Bozen.

Über 5.000 Jahre tiefgekühlt.

Haben Sie schon einmal darüber nachgedacht, wie alt – wenn man denn hier überhaupt von Alter sprechen kann – eine Leiche werden kann? So viel sei verraten: Die Umgebung ist von enormer Bedeutung.

Auf den meisten Friedhöfen unseres Landes wird den sterblichen Überresten einer verstorbenen Person eine „Ruhezeit“ von 30 Jahren eingeräumt. Andere Friedhöfe haben eine „Nutzungsdauer“ von 20 oder auch 40 Jahren festgelegt. Viel länger – davon gehen alle Beteiligten aus – dauert der Verwesungsprozess aber nicht.

Dass das aber noch lange nicht das Ende der Fahnenstange ist, zeigt uns unter anderem Ötzi, der Mann vom Tisenjoch. So widersprüchlich das auch klingt: Die Leiche hat unsere Vorfahren und wird vermutlich auch uns „überleben“. 1991 wurde er gefunden – per Zufall von zwei Wanderern. Ebenso zufällig scheint, dass wir heute über seinen noch vorhandenen Leichnam sprechen können. Er wurde im Gegensatz zu den ägyptischen Mumien oder auch denen des Andenvolkes Chinchorro nicht von Menschenhand einbalsamiert. Nachdem er zwischen 3.359 und 3.105 vor unserer Zeitrechnung durch einen Pfeil getötet wurde, fing es an zu schneien. So stark, dass sich eine 17 Meter hohe Schneeschicht auf ihn legte. Diese verwandelte sich in eine Schutzschicht auf seinem Körper, fror ihn ein und konservierte ihn. Erst ein lauer Sommertag ließ seine Überreste wieder zum Vorschein kommen.

Seitdem gibt „Frozen Fritz“ – wie er im angelsächsischen Raum heißt – nach und nach seine Geheimnisse frei. Der Fitteste war er nicht mehr, so viel steht fest. Von Borreliose über einen erhöhten Cholesterin-Spiegel bis hin zu Laktoseintoleranz plagte er sich mit einigen Krankheiten herum. Das macht ihm jetzt ebenso wie das Älterwerden nichts mehr aus. Er liegt in einem eigens um ihn konzipierten Museum in Bozen bei minus 6 Grad Celsius und 98 Prozent Luftfeuchtigkeit in einer Kühlkammer. Zwar verdunstet er dort pro Tag zwei Gramm Wasser, aber das lässt sich ausgleichen. Er wird alle zwei Monate mit einem feinen Schleier von destilliertem Wasser eingenebelt, was sein glänzendes Äußeres erklärt.

Der „Eis-Mann“ selbst kann aus seinem zunehmenden Alter keine Vorteile mehr ziehen – wir Menschen wiederum schon. Denn mit der Zeit entwickelt sich auch die Technik weiter. Und wer weiß, was uns der über 5.000 Jahre alte Steinzeitmensch noch alles preisgeben wird? Ein Fenster in die Vergangenheit bleibt er allemal. •

Foto picture alliance / dpa, Südtiroler Archäologiemuseum



BACKE, BACKE,
BACKSTEIN –
EIN BAUSTOFF,
ZWEI PERSPEKTIVEN.

Fotos: chwisobott

DER HERSTELLER

PERSPEKTIVE 01

Er wird seit Jahrtausenden aus den vier Elementen Erde, Wasser, Luft und Feuer hergestellt. Egal, wie alt er ist, er verliert nicht an Qualität. Denn er altert in Würde. Ein Backstein hat Charme. Davon ist Dirk Deppe, Geschäftsführer der Deppe Backstein-Keramik GmbH, überzeugt. Er und seine Familie backen seit über 130 Jahren verschiedene Sorten Ziegelsteine. Bei einem Besuch in seiner Ziegelei in Lemke bei Uelsen gibt er uns einen Einblick in die Welt des traditionellen Baustoffs.

Rattern, maschinelles Summen, Klappern und Motorenbrummen sind zu hören. Metall, Rohre, Maschinen, Konstruktionen, Bewegung und Dreck sind zu sehen. Ja, so etwas gibt es heute noch. Steht man als Besucher mitten in einer Ziegelei, fühlt man sich in die Vergangenheit zurückversetzt. Auch wenn die Methoden der Produktion heute natürlich wesentlich effizienter und präziser sind, erinnert das Werk an die Industrialisierung. Ich folge Geschäftsführer Dirk Deppe, ohne den ich mich hier sicher nicht zurechtfinden würde, in den hinteren Teil der Ziegelei.

Lokale Rohdiamanten.

Wir gehen durch ein Tor nach draußen und bleiben stehen. Hier werden die Zutaten für den „Backstein-Teig“ gelagert. Das Rohstoffdepot sieht von der Aufteilung her aus wie Pferdeboxen. Dirk Deppe geht auf das mittlere Lager zu. „Das ist der Ton aus unserer eigenen Tongrube, die sich nur einen Katzensprung von unserem Werk entfernt befindet“, erklärt er. „Ziegeleien sind immer dort entstanden, wo der Rohstoff war.“ Er nimmt eine kleine Handvoll von dem großen Haufen. Der Rohstoff ist dunkelgrau, körnig und klebrig. „Lassen Sie sich nicht von der Farbe des Tons täuschen, sie verändert sich noch – der Ton brennt rot aus“, klärt mich der Unternehmer auf. Ein Radlader schaufelt den groben Ton in einen sogenannten Kastenbesicker, von wo aus er auf ein Förderband gelangt und in die Ziegelei fährt. Wir gehen am laufenden Band entlang zurück in die Produktionshalle.

„Wir Ziegler sind Homogenisierer. Wir mischen, mischen, mischen. Und machen es wieder.“ An einem sehr großen, runden Gefäß, das aussieht wie ein Silo, bleiben wir stehen. Im Inneren rumpelt es. Ich schaue durch ein kleines Gitterfenster und sehe eine sich drehende Steinwalze. „Hier im sogenannten ‚Kollergang‘ läuft eine tonnenschwere Walze ständig im Kreis über den groben Ton und zerkleinert ihn. Und ganz wichtig: Es wird Wasser hinzugefügt“, erfahre ich. „Tonminerale sind plastisch und lassen sich mit Hilfe von Wasser in verschiedene Geometrien bringen. Wasser macht Ton formbar.“

Der erstmals bearbeitete Rohstoff wird auf dem Förderband weitertransportiert. Dirk Deppe nimmt wieder einen kleinen Brocken in die Hand: „Der Ton ist nun noch klebriger und besser formbar.“ Ich teste den Klumpen – er fühlt sich an wie dichte Knete. Nach diesem Schritt durchläuft der Ton weitere, ähnliche Misch- und Zerkleinerungsprozesse. Dabei werden bei Bedarf auch andere Stoffe hinzugefügt: „Jeder Ton ist aufgrund seiner Entstehung unreinigt, wodurch er seine individuelle Brennfarbe erhält. Durch die Zugabe von beispielsweise Eisen- oder Manganoxid oder die

Beimischung anderer Tonsorten verändern wir diese Grundfarbe und sorgen so dafür, dass Farben und Verläufe nach den Vorstellungen unserer Kunden entstehen. Das muss man können.“

Traditioneller Familienrezepte sei Dank.

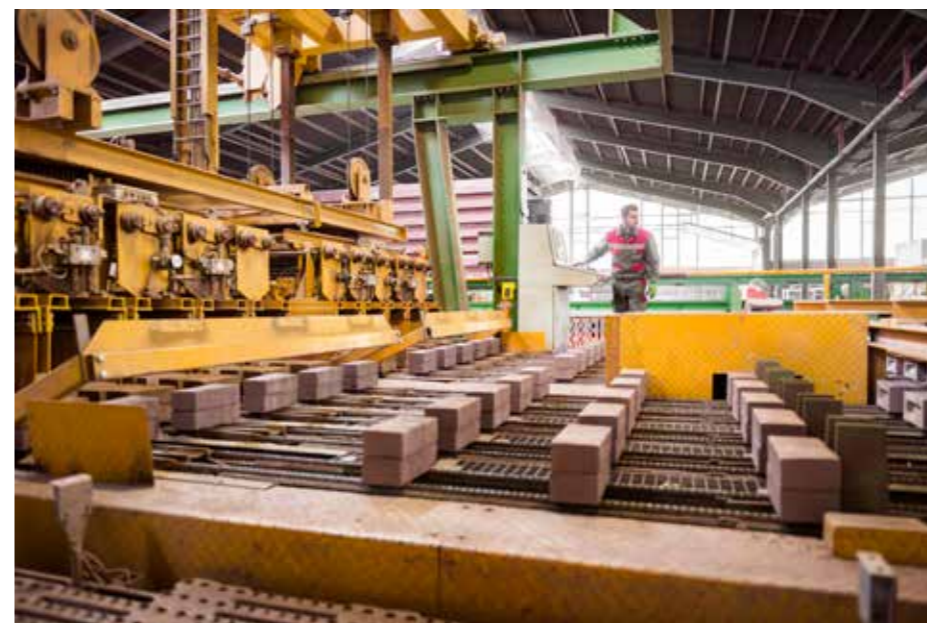
Wir machen einen Zwischenstopp in einem Container. Dirk Deppe zieht einen Ordner aus dem Regal. „Hier drin sind einige unserer Familienrezepte für verschiedene Backsteinsorten“, teilt er mit, während er blättert. Er nimmt einen anderen Ordner in die Hand. Es sind einige Tabellen mit Strichen darin zu sehen. „Wir dokumentieren hier alle Materialien, ähnlich wie bei einem Backrezept. Gerechnet wird bei uns aber in Schaufeln.“

Das nun feuchte, gut gemischte und aufbereitete Rohmaterial wird zur Formgebung befördert. Die Ziegelei verwendet verschiedene Verfahren dafür – je nachdem, welche Art Backstein hergestellt werden soll. „Wir nutzen drei grundlegende Formgebungsprinzipien: Das Strangpress-, Handform- und Wasserstrichverfahren.“ Ich lerne, dass das Handformverfahren am ehesten dem Ursprung der Herstellung von Backsteinen entspricht: Beim „Einschlagen“ des Tons in die besandete Form wird dieser an die Seitenwände gequetscht. Dadurch ergeben sich reliefartige Faltungen, die auch nach dem Brand sichtbar bleiben und jedem Ziegel eine individuelle Oberflächenstruktur verleihen. Im Gegensatz zu früher erfolgt dies aber nicht mehr per Hand, sondern per Maschine.

Dirk Deppe erläutert weiter: „Während beim Handformverfahren Sand als Trennmittel zwischen Ziegelrohling und Form dient, wird beim Wasserstrichverfahren Wasser verwendet. Dadurch entsteht die typische, wassergestrichene Oberfläche. Wasserstrichziegel sind im Vergleich zum Handformziegel etwas glatter. Das kommt vor allem bei Architekten gut an. Beim Strangpressverfahren wird der Ton hingegen unter Druck zu einem langen Strang gepresst, von dem die Formlinge abgeschnitten werden. So entstehen die glattesten, gleichförmigsten Backsteine. Je nachdem, ob zusätzliche Oberflächeneffekte gewünscht sind, werden die Steine besandet, genarbt oder bekohlt.“

Durchpusten, bevor es heiß wird.

Wir gehen eine Leiter hoch und blicken auf säuberlich aneinandergereihte bleiche Quader hinab. Sie sind das Produkt der Formung. „Die müssen nun getrocknet werden“, erfahre ich. „Das Trocknen dauert ein bis dreieinhalb Tage. Dafür haben wir einen speziellen Trockner mit Ventilatoren – wie ein starker Föhn.“ Da gehen wir jetzt hin. Treppe runter, durch ein Gittertor, über Schienen, durch die die Backsteine von A nach B kommen, und einen Vorsprung hoch. Der Trockner ist wirklich riesig. Es wird warm und feucht, man hört das Dröhnen der Ventilatoren. Mein Handy ist sofort beschlagen. „Die trockenen Steine sind etwas kleiner als die noch feuchten“, führt Dirk Deppe aus. Und tatsächlich – hält man beide aneinander, erkennt man einen Unterschied. „Durch die Trocknung zieht sich der Stein etwas zusammen. Wir kalkulieren dies als Schwindung bis zu sechs Prozent immer mit ein.“ ▶



Oben

Sand ermöglicht eine individuelle Oberflächenstruktur.

—

Unten

Die Trocknung der Steine dauert ein bis dreieinhalb Tage.

//
Je nachdem, ob zusätzliche Oberflächeneffekte gewünscht sind, werden die Steine besandet, genarbt oder bekohlt.

Oben

Auch wenn sich der Stein im Trocknungsprozess zusammenzieht, nimmt der Trocknungsbereich insgesamt viel Platz ein.

Unten links

Bei der Deppe Backstein-Keramik GmbH wird jeder Stein einer Qualitätskontrolle unterzogen.

Unten rechts

Rund 25 Millionen Backsteine verlassen jährlich diesen Ofen.



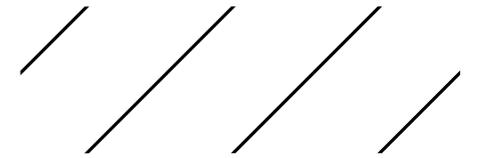
//
Der Backstein ist extrem robust und trägt maßgeblich zur Wirtschaftlichkeit des Gebäudes bei.

Als Letztes stoppen wir beim Herz der Ziegelei – dem Tunnelofen. Diesen haben der Ziegler und sein Team mit entwickelt. Er ist 80 Meter lang. Aus der Steinwand ragen unzählige Ventile und Schläuche heraus. „Hier sind wir beim vierten Element neben Erde, Wasser und Luft angekommen, das es braucht, um einen Backstein zu erschaffen: Feuer“, erläutert der Geschäftsführer. Die Steine durchleben eine Ofenreise von circa zwei Tagen. Dabei durchfahren sie eine spezielle Brennkurve, in der es je nach Rezept am höchsten Punkt bis zu 1.200 Grad heiß wird. Im Brennprozess laufen im Stein komplexe chemische Prozesse ab – zum Beispiel diffundiert Sauerstoff in die Poren hinein. Während des Brennprozesses kann der Ziegler zudem beispielsweise die Feuerführung beeinflussen, sodass die Backsteine unterschiedliche Farbverläufe aufweisen. Wir gehen am Ofen vorbei an das Ende, wo die fertigen Produkte herauskommen. Riesige Stapel roter Backsteine ragen aus dem Ofen heraus. Man erkennt die graphitartig glänzenden Spuren, die der Reduktionsbrand auf den Steinen hinterlassen hat. Insgesamt kommen rund 25 Millionen Backsteine pro Jahr aus diesem Ofen. Er ist 24/7 im Einsatz.

Mit jeder Menge Sexappeal.

Dirk Deppe nimmt einen Stein in die Hand. Der Unternehmer ist von seinem Produkt überzeugt: „Backsteine sind extrem sexy. Sie sind vielfältig und haben eine hohe Ästhetik, die Gebäuden einen besonderen Charme verleiht. Und nicht nur das – er ist auch technisch ein hervorragendes Produkt: Er ist extrem robust und trägt maßgeblich zur Wirtschaftlichkeit eines Gebäudes bei. Er speichert unter anderem Wärme und hält Kälte ab, schützt vor Schall bis zu 70 dB und ist feuersicher. Das sind nur einige seiner Vorzüge. Das wissen die Menschen schon sehr lange – Backsteine sind einer der ältesten Baustoffe der Menschheit. Er kam bereits rund 4.000 vor Christus in einfacher Form zum Einsatz.“

Trotzdem haben es die Produzenten heute schwer: „Es gibt in Deutschland keine 100 Ziegeleien mehr. Wir als Familienunternehmen müssen uns gegen die ‚Großen‘ durchsetzen. Das schaffen wir, indem wir individuelle Backsteine herstellen und auch für abgefahrene Ideen brennen.“ Die Ziegelei hat eine Leidenschaft für Sonderformate entwickelt. Das ist für Dirk Deppe das Salz in der Suppe: „Wir erstellen Versuchsbrände in verschiedenen Formen und Farben, um der Vorstellung der Architekten möglichst nahe zu kommen – das ist etwas Besonderes, mit dem wir den größeren Ziegeleien hinsichtlich der Flexibilität einen Schritt voraus sind.“ Eines von Dirk Deppes abgeschlossenen Lieblingsprojekten ist die Bremer Landesbank. Ihre facettenreiche Fassade mit vielfältigen Wölbungen, Säulen und Linien sticht als für heute untypisches Bauwerk heraus. „Solche Projekte, bei denen wir erst ausprobieren müssen, bevor wir den perfekten Stein anfertigen können, verlangen uns viel ab. Aber wir freuen uns über das Ergebnis – Standard kann jeder.“ ▶



Zur Person

Dr. Dirk Deppe ist neben der Familienziegelei aufgewachsen. Nach seinem Studium der Glas- und Keramiktechnik und seiner Promotion in Verfahrenstechnik hat er 2007 die Leitung des Familienunternehmens in fünfter Generation übernommen. Ihn fasziniert, dass seine Produkte Stadtbilder prägen. Er liefert Architekten, die etwas Dauerhaftes schaffen möchten, den passenden Baustoff. Deppe ist kein Konzern mit vielen Standorten – hier herrscht der Charme eines Familienunternehmens. Viele der insgesamt über 60 Mitarbeiter sind bereits seit Jahrzehnten für die Ziegelei im Einsatz.



DER VERARBEITER

PERSPEKTIVE 02

Und was sagen Architekten zu der heutigen Nutzung von Backsteinen? Das haben wir Frank Buken, Geschäftsführer von prasch buken partner architekten bda aus Hamburg, gefragt.



Das Chilehaus (links) und die Speicherstadt (unten rechts) prägen mit ihren Backsteinfassaden das Bild von Hamburg.

—
Unten links
Bereits in Visualisierungen findet Patina Beachtung - so auch in diesem aktuellen Projekt der Architekten in Berlin.



Herr Buken, Sie arbeiten viel mit Backsteinfassaden. Welchen Stellenwert hat der Baustoff für Sie?

F.B.: „Backsteine sind ein historischer und allseits bekannter Baustoff, der Geschichten erzählt. Er ist etwas ganz Besonderes, denn er hat das Gesicht unserer Städte geprägt. Insbesondere in Norddeutschland und in Hamburg, wo wir zuhause sind. Das Gesicht der Stadt trägt die Farbe Rot des lokalen Rohstoffes. Backsteine sind nicht nur optisch höchst ansprechend, sondern auch beständig und qualitativ unübertroffen. Er ist die „Urform“ des Bauens: Stein auf Stein auf Stein. Zudem altert er in Würde, da er, egal wie viele Jahre er steht, an Qualität nicht verliert.“

Und „in Würde altern“ heißt dann so viel wie Patina ansetzen?

F.B.: „Ja, auch. Die Schönheit von Patina liegt natürlich im Auge des Betrachters – aber für mich hat Patina ausschließlich positive Auswirkungen. Man erkennt an der Materialalterung, wo der Stein verbaut ist und welchen Witterungseinflüssen er ausgesetzt ist oder war. Der gleiche Stein wird an zwei verschiedenen Orten nach einigen Jahren niemals gleich aussehen. Eine Fassade wird einzigartiger durch die Bildung von Patina. Und das wiederum macht sie schön. Bereits beim Planen wählen wir gerne Backsteine mit rauer Oberfläche aus, da sie lebendiger sind als glatte.“

Wirkt der Stein denn ganz alleine für sich?

F.B.: „Es gibt bei der Auswahl von Backsteinen heute unbegrenzte Möglichkeiten: Mit den vielen unterschiedlichen Oberflächen, Nuancen und Bränden hat man die Qual der Wahl. Aber das ist nur die eine Seite der

Medaille. Hinzu kommen die Anordnung und Gestaltung der einzelnen Steine, bei der man als Architekt eine persönliche Note einbringen kann: Man kann sie vorspringen

genutzt, sondern lediglich als Außenschale bei einer zweischaligen Wand. Gebaut werden die tragenden Wände mit Porenbetonsteinen oder Stahlbeton, dann kommt ein Dämmstoff und dann der Backstein. Der historische Eindruck des Bauens bleibt aber mit der Backsteinfassade erhalten.“

// Der Stein wirkt für sich.

lassen, versetzen, den Verband wechseln, ein Relief hervorstehen lassen, ein Mosaik erstellen oder mit Blech kombinieren. Ebenso tragen das Fugenmaß und die Fugenfarbe erheblich zum Erscheinungsbild bei. Aus meiner Sicht ist das alles aber gar nicht immer notwendig. Der Stein wirkt für sich. Eine schlichte Lochfassade ist alleine durch den Stein lebendig. Und das ist auch nur mit dieser Art von Stein möglich – er gestaltet sich selbst.“

Haben Sie den Baustoff nicht irgendwann einmal satt? Gefühlt hat sich in den letzten Jahrzehnten außer vielleicht der Farbgebung nichts verändert.

F.B.: „Nein, wie gesagt, der Variationsreichtum ist unerschöpflich. Schaut man sich ein Gebäude an, erkennt man Unterschiede in der Farbgestaltung und der Anordnung der Steine. Aber es steckt noch mehr dahinter: Früher wurden Wände als tragender Bestandteil komplett aus Backsteinen gebaut. Heute wird er kaum noch in dieser Form

Verraten Sie uns Ihr Lieblingsgebäude aus Backstein?

F.B.: „Ich mag die Speicherstadt von Hamburg als Gesamtensemble sehr gerne. Müsste ich ein einzelnes Gebäude nennen, wäre es wohl das Chilehaus in Hamburg von Fritz Höger, das 2015 zum UNESCO Weltkulturerbe ernannt wurde. Es ist ein gebautes Backsteinmanifest. Als moderne, zeitgenössische Interpretation würde ich das Diözesanmuseum Kolumba in Köln von Peter Zumthor anführen.“

Was meinen Sie, wann geht uns Menschen die Lust am Backstein aus?

F.B.: „Backsteine sind zeitlos. Die vielen Jahrhunderte alten Bauwerke mit Backsteinfassaden beweisen das. Was lange steht, ist schön. Deshalb hoffe ich oder bin mir sogar sicher, dass es sie immer geben wird. Allerdings habe ich auch manchmal Angst, dass aufgrund des Mantras ‚kostengünstiges Bauen‘ die Baubranche – wegen der anfänglichen höheren Kosten des Backsteins – eher geneigt ist, eine Putzfassade zu wählen. Dabei geht ein Stück weit Individualität verloren. Backsteine sind teuer, aber eine lohnenswerte Investition in die Zukunft – kein anderer Baustoff kann mit der Langlebigkeit und den tollen Eigenschaften mithalten. Über eins bin ich mir sicher: Uns wird die Lust, mit Backsteinen zu gestalten und zu bauen, nicht so schnell vergehen.“ •

Fotos © JFL Photography - stock.adobe.com, Exterior@pbp, @powell83 - stock.adobe.com, prasch buken partner architekten partG mbB



Frank Buken (links) hat eine klare Meinung: Backsteine sind teuer, aber eine lohnenswerte Investition in die Zukunft.

Zur Person

Der Diplom-Ingenieur für Architektur Frank Buken hat 2015 die prasch buken partner architekten partG mbB in Partnerschaft mit Alf M. Prasch in Hamburg gegründet. Das heute 40-köpfige Team plant und baut Projekte in den Bereichen Städtebau, Wohnungs- und Hotelbau, sowie Geschäfts- und Gewerbeimmobilien. Gemeinsam mit LIST Develop Commercial realisieren die Architekten aktuell drei Projekte: das Geschäftshaus in Aachen, die Neutor Arkaden in Emden und das Ensemble aus Hotels und Büro in Rostock. Zu den ebenfalls in Planung und Bau befindlichen Projekten der prasch buken partner architekten zählen darüber hinaus beispielsweise das nui Hotel in Mannheim und das Airbus Dienstleistungszentrum in Hamburg.



Lieber Marco*, fühlst du dich eigentlich alt?

Kommt ganz darauf an ;-)
Abi, Ausbildung und ab Oktober dann Studium – auf der einen Seite habe ich mit den ersten beiden Abschlüssen zwei wichtige Meilensteine erreicht. Ich habe drei Jahre Berufserfahrung gesammelt, mein erstes Geld verdient und werde bald in meine erste eigene Wohnung ziehen. Da frage ich mich tatsächlich manchmal, wo die Zeit geblieben ist. Auf der anderen Seite lerne ich immer noch sehr viel dazu. Ich stehe noch ganz am Anfang meiner beruflichen Laufbahn und bin dankbar für jede Unterstützung erfahrener Kollegen.

Im Privaten ist das genauso. Ich habe jahrelang Fußball gespielt, aber irgendwann war die Luft einfach raus. Zeit für was Neues. Ich habe das Laufen für mich entdeckt und mich kurzerhand zu einem Halbmarathon angemeldet. Ich hatte leider mit einigen Verletzungsproblemen zu kämpfen. Deshalb ging es nicht mehr um eine gute Zeit, sondern ums Durchhalten. Aber das habe ich geschafft. Im nächsten Jahr wage ich mich sogar an einen Marathon – die Anmeldung ist schon raus. Aber der Weg ist natürlich noch lang. Und wenn ich sehe, wie locker leicht mich manch „alter Hase“ überholt, dann wäre ich – was das Laufen angeht – manchmal gern schon ein bisschen weiter beziehungsweise älter.


Der „alte Hase“ bin ich dann eher, wenn es bei uns zu Hause um Technik geht. Da bin ich der „Spezi“ und erziehe sozusagen meine Eltern. Und so herum funktioniert das auch ganz hervorragend. Snapchat ist da das beste Beispiel – das nutzen wir ständig. Schicke ich einen Snap vom Lauf, erhalte ich ein Bild aus dem Griechenlandurlaub zurück. Man lernt wohl nie aus – aber das ist ja auch gut so. •



- + Marco Zeeb
- + Auszubildender zum Kaufmann für Büromanagement bei LIST Bau Nordhorn
- + 22 Jahre „alt“
- + der zehntjüngste Kollege in unserer Unternehmensgruppe
- + hat seinen ersten Halbmarathon ohne „echten“ Trainingsplan gemeistert
- + hat sich für seinen ersten Marathon schon ein ehrgeiziges Ziel gesetzt: Er will die gut 42 Kilometer in unter vier Stunden schaffen.

Fotos a|w|sobott

Das Altern kann uns faltig, aber auch weise machen.
Es kann uns graue Haare, aber auch entspannter machen.
Es kann uns Angst, aber auch ein Stück weit freier machen.
Es kann das Schöne vertreiben, aber auch zum Vorschein bringen.



Ein bisschen Relativität
gehört immer dazu.

LIST AG
Hagenstraße 41
48529 Nordhorn

T +49 5921 8840-0
F +49 5921 8840-40
info@list-ag.de
www.list-gruppe.de

Redaktion/Layout:
LIST AG, Marketing

**real people –
real estate**